

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #20 Mai 2020

- **Pop-Up-Sommer**
- **Mitgehangen, mitgefangen: Bern im kolonialen Netz**
- **Irme ige ide Ittume***
- **Bären, Kraniche und kauzige Stadtoriginale**
- **Quo vadis Berna?**
- **Bern – 23 places to see before you die (or finish your study time in Bern)**
- **Bern: Ctrl+C, Ctrl+V**
- **Safari durch Bern**
- **Im Gespräch mit Alec von Graffenried**
- **SUB-Seiten: Auf den Spuren studentischer Einsamkeit**



Editorial

#20

Liebe Freund*innen des unkonventionellen Grillguts

«Än Umwäg isch geng e Reis wärt, i mir schöne Heimatstadt», sangen einst Wurzel 5. Dies nahmen wir uns zu Herzen, und beschlossen prompt die 20. Ausgabe der *bsz* (ja es ist tatsächlich soweit: Wir sind zumindest auf Papier dem Teenie- Flegelalter entwachsen) Bern zu widmen, schliesslich verdanken wir ihr alles. Ohne die Stadt Bern gäbe es keine Universität Bern und ohne Universität Bern auch keine *bärner studizytig* – ist doch logo! Unsere zweite Jubiläumsausgabe bringt euch deshalb für einmal nicht Orte, Themen und Phänomene aus aller Welt näher, sondern das Vertraute. Wer jetzt meint, sie oder er wisse schon alles über Bern, sei gewarnt: Bern ist wie ein Familienmitglied, das du schon dein Leben lang kennst, das dich aber an jeder Familienzusammenkunft überrascht. So fördern die Recherchen der *bärner studizytig* über die Verwicklung Berns in den kolonialen Handel eine dunkle Vergangenheit zutage, über die niemand am Tisch sprechen möchte. Als ob das nicht reicht, zeigt sich, dass Bern auf der ganzen Welt verteilt Kinder hat, von denen du nichts wusstest. Sie heissen beispielsweise New Bern oder Berne und wurden von Berner*innen auf der Flucht vor Schulden oder religiöser Verfolgung gegründet. Spätestens wenn Bern im Korridor leise auf Itteme-Englische ins Telefon flüstert, verstehst du die Welt nicht mehr. Du warst dir doch sicher, dass du deine Familie kennst! Also nimmt die dich *bärner studizytig* zur Seite und erklärt dir, dass Bern eben wildere Seiten hat als Hauskatzen und Hunde in Tragtaschengrösse. Während du nämlich schläfst, feiert Pelz Party in der Bundesstadt, wie das tierische Instagram «StadtWildTiere» beweist. Die unbekanntenen Seiten Berns haben dafür auch ihren Reiz: 23 Porträts von tollen Orten helfen dir, deine Beziehung zu Bern neu zu erfinden und zur alten Vertrautheit mit ihr zurückzufinden. Wie es in allen Familien üblich ist, kommt es jedoch auch in Bern zu Konflikten, was die Nutzung dieser Orte angeht. Unser Artikel «Pop-Up-Sommer» setzt sich deshalb mit der Kommerzialisierung des öffentlichen Raums auseinander. Als hellsehendes Medium beschäftigt sich die *bärner studizytig* nicht nur mit Vergangenheit und Gegenwart Berns, sondern fragt sich: Quo vadis Berna? Oder um es weniger bildungsbürgerlich und in den Worten Endo Anacondas auszudrücken: Wohärä geisch? Für den roten Faden der Familiengeschichte und den familiären Zusammenhalt sorgen ein Zeitstrahl mit kuriosen und wissenswerten Fakten zu Bern sowie ein Interview mit dem höchsten Stadtberner. Letzterer stammt aus einer einflussreichen Patrizierfamilie und steht für die Beständigkeit aristokratischer Herrschaft – in etwa so, wie dieses Heft für die Beständigkeit der *bärner studizytig* steht.

Darum: merci, proscht und tschou zämä!

Eure studizytig-Redaktion

ds portmonee	4
– Pop-Up-Sommer	
dr kolumbus	9
– Mitgehangen, mitgefangen: Bern im kolonialen Netz	
kennet dir di gschicht	13
– Irme ige ide Ittume*	
mir het dr dings verzellt	16
– Bären, Kraniche und kauzige Stadtoriginale	
nei säget sölle mir	18
– Quo vadis Berna?	
dene wos guet geit	22
– Bern – 23 places to see before you die (or finish your study time in Bern)	
i han en uhr erfunde	28
– Bern: Ctrl+C, Ctrl+V	
di strass won i dran wone	31
– Safari durch Bern	
är isch vom amt uf bote gsi	34
– im Gespräch mit Alec von Graffenried	
missverständnis	38
us emene lääre gygechaschte	39
SUB-Seiten	40
– «Es hätte sich ein Doktorat ergeben können.»	
– Das Campus Festival meldet sich aus dem Homeoffice	
– Chancengerechtigkeit nicht vergessen	
– Auf den Spuren studentischer Einsamkeit	
– Eine alte Dame im Porträt	

Titelbild:
Hansueli Trachsel, «Der Bund»

Pop-Up-Sommer

Der öffentliche Raum wird zum Wohnzimmer und damit zur Projektionsfläche für verschiedenste Visionen. Ein Rundumblick durch die Pop-Up-Kultur in Bern.

Wenn in den ersten warmen Frühlingstagen die Stadt wieder aus ihrem Winterschlaf erwacht und die Leute in die Gärten, die Pärke und an die Aare strömen, ist es nicht mehr weit, bis auch die ersten Sommerbars und Openairkinos wieder aus dem Boden schiessen. Der von allen geliebte Berner Sommer entfaltet sich und mit ihm alle Möglichkeiten, die uns der öffentliche Raum bietet. Ein Bier trinken, mit der Familie picknicken, im Park jonglieren, einem Konzert beiwohnen oder sprayen gehen – ganz nach der jeweiligen Laune. Pop-Up-Kultur ist dabei als neues Trendwort in aller Munde. Darunter werden Bars und Cafés, aber auch kulturelle Veranstaltungsorte gezählt, die temporär einen öf-



Wem gehört eigentlich der öffentliche Raum?

fentlichen Raum bespielen können und ihn damit gleichzeitig aufwerten sollen. Auch temporäre Möblierungen werden als Pop-Ups bezeichnet. Was auf den ersten Blick äusserst verlockend klingt, wirft auf den zweiten aber wichtige und kritisch zu beantwortende Fragen auf: Wem gehört eigentlich der öffentliche Raum? Und was wird unter «Belebung» verstanden? Welchen Stellenwert sollen dabei kommerzielle, welchen nicht-kommerzielle Projekte einnehmen? Und wie kann Zugänglichkeit für alle garantiert werden?

Ein knappes Gut

Das sind Fragen, denen sich die Stadt Bern stellen muss. Ihre Aufgabe ist dabei keine einfache: Sie entscheidet über das Sein oder Nichtsein von Pop-Ups quasi im Alleingang. «Der öffentliche Boden ist ein knappes Gut und die Stadt insoweit frei in ihrer Entscheidung über die vorübergehende Nutzung desselben», so Regierungsstatthalter Christoph Lerch, der in diesem Amt die Einzelgenehmigungen für gastgewerbliche Anträge erteilt, nachdem sie von der Stadt geprüft worden sind. Für

kommerzielle Pop-Ups ist dabei weder eine Publikation der Projekte noch ein Einspracheverfahren vorgesehen. Beschwerden gegen schon bewilligte Projekte sind deshalb auch eher ein politischer als ein rechtlicher Prozess, können aber in Extremfällen sogar zur Beendigung der Zwischennutzung führen – so geschehen im Fall der Schützenmatte. Je nach Standort müssten die verschiedenen Anspruchsgruppen und Bedürfnisse der Bevölkerung abgewogen und ein optimaler Mix geschaffen werden. «Die Stadt muss hierbei stets die allgemeinen

Rechtsgrundsätze beachten, zum Beispiel die Rechtsgleichheit», sagt Lerch. «Wenn sie das tut, sehe ich kein Problem im fehlenden Einspracheverfahren».

Nicht immer werden die Nutzungsentscheidungen zu aller Zufriedenheit getroffen. So wurde im Dalmazimäteli auf Sommer 2020 ein neues Pop-Up-Projekt bewilligt, das verschiedene gastronomische Angebote beinhalten soll. Der Park an der Aare wird jedoch schon von verschiedenen anderen Gruppen rege genutzt. Slacklining und Akrobatik gehören genauso zum alltäglich sommerlichen Bild wie Schlauchboote, die in der Sonne trocknen, und Freund*innen, die sich zum Picknick einfinden. Die verschiedenen Anspruchsgruppen haben sich nun zum Verein «Pro Dalmazi» zusammengesetzt, um ihre Interessen besser vertreten zu können und das Gespräch mit der Stadt zu suchen. Ihrer Meinung nach wird der Park schon nicht-kommerziell beträchtlich genutzt und ein Gastroangebot würde die bisherigen Aktivitäten stark einschränken. Sie stellen die Frage: Braucht wirklich jeder noch so kleine Park und jede Wiese ihre Bar?

Nicht immer die Antwort

Nein, finden auch die Betreiber*innen der Trybhouz Bar, ein Pop-Up, das jeweils für drei Sommermonate das Altenbergpärkli an der Aare nutzen darf. «Für uns ist klar, dass die Antwort auf das Bedürfnis nach Belebung nicht in je-



Quartierleist die Stadt in einem Brief um die wiederholte Bewilligung für die Bar bat. Soweit die Betreiber*innen wissen, tangieren sie keine nicht-kommerziellen Interessen. Sie sind sich jedoch bewusst, dass das andere unterschiedlich sehen, und versuchen in diesem Sinne den Platz möglichst für alle attraktiv und zugänglich zu halten.

Eine kommerzielle und eine nicht-kommerzielle Nutzung müssen sich nicht unbedingt ausschliessen.

dem Fall eine Pop-Up Bar sein darf», meint Julian von der Trybhouz Bar, «allerdings haben wir das Gefühl, dass man von Fall zu Fall und von Ort zu Ort unterscheiden sollte». Die unter Freunden entstandene Idee für ein gemütliches Gastronomieangebot am Surferhotspot Altenbergsteg wurde auch vom Quartier und der Anwohnerschaft höchst willkommen geheissen und die Resonanz war so positiv, dass der

Symbiotisch?

Die Kritiker*innen von Pop-Ups befürchten eine durch Konsumzwang herbeigeführte Kommerzialisierung des öffentlichen Raums. Dass es auch anders geht, zeigen Projekte wie «Peter Flamingo» von der Berner Pop-Up-Firma Mosaik Events. Sie beweisen, dass sich eine kommerzielle und eine nicht-kommerzielle Nutzung nicht unbedingt ausschliessen

müssen. Der kulturelle Begegnungsort auf der Einsteinterrasse bei der Grosse Schanze kombinierte in den letzten drei Sommersaisons ein gastronomisches Street Food Angebot mit frei zugänglichen, kulturellen Veranstaltungen wie Openairkino-Vorstellungen und Konzerten. Dabei waren sie angewiesen auf die gastronomischen Einnahmen, wollten gleichzeitig aber auch, dass es möglich ist, sich mit dem eigenen Bier zum Film dazu zu setzen. Die Einnahmen finanzierten schlussendlich den nicht-kommerziellen Teil ihres Angebots – Konsum also, der einen Nicht-Konsum erst ermöglichte. Trotz allem stellt sich auch hier die Frage, für wen «Peter Flamingo» nun wirklich ist: Die Einsteinterrasse war zuvor bekannt für Kleinkriminalität und randständige Gruppen, die sich dort aufhielten. Gastronomische Pop-Ups sind in diesem Sinne auch eine Möglichkeit zu steuern, wer sich wo im öffentlichen Raum aufhalten soll.

Viel, viel freiwilliges Engagement

Die grössten Herausforderungen, vor denen nicht-kommerzielle Projekte stehen, sind finanzieller Natur.

«Nicht-kommerzielle Räume werden in der Stadt Bern und in der Schweiz allgemein immer seltener, da die Opportunitätskosten von den Projektinitiant*innen oftmals als zu hoch eingeschätzt werden», meint denn auch Mario vom Verein Warmbächlibrache. Finanzierung von Infrastruktur, Kosten durch Wasser, Strom und Logistik können nur durch einen grossen Teil an freiwilligem Engagement wieder wettgemacht werden. Das trifft sowohl auf umfassende Zwischennutzungen wie die Warmbächlibrache zu als auch auf sporadische Events wie zum Beispiel die Rollschuh- und Rollstuhldisco, die von der Heiteren Fahne vier- bis fünfmal im Jahr an verschiedenen Orten in Bern durchgeführt wird, darunter bisher zweimal am Europaplatz. Projekte wie das Kino im Kocher wiederum sind vor allem auf Sponsoren angewiesen, um ihr Openairkino kostenlos anbieten zu können.



Schaffen von Begegnungsorten

Trotz finanzieller und bürokratischer Hürden werden immer wieder nicht-kommerzielle Projekte in Angriff genommen. Sie benötigen dafür den öffentlichen Raum, nicht nur aus einer finanziellen Perspektive, sondern auch als Ort, an dem Menschen verschiedener

Herkunft und verschiedenen Alters zusammenfinden können. Als Ort, der per Definition allen gehört. Das war einer der Gründe, weshalb die Heitere Fahne ihre Rollschuh- und Rollstuhldisco in den öffentlichen Raum Berns getragen hat. Sie will damit Menschen vernetzen, Bewegung und Spiel verbinden, gemeinsames Lernen und Lehren ermöglichen und schliesslich gerade jungen Leuten eine Alternative zum Vorplatz der Reitschule oder ähnlichen Orten bieten.

Das war auch einer der Gründe, der am Anfang des Vereins Warmbächlibrache stand. Dieser ist aus dem Wunsch entstanden, einen freien und spontanen Begegnungsort mit kreativem Potenzial zu schaffen anstelle eines regulierten Veranstaltungsortes mit festen Öffnungszeiten und einem Sicherheitsdienst, der rund um die Brache patrouilliert. Diese Vision wurde in den letzten Jahren umgesetzt und

setzen können. Das ist auch der Wunsch der Organisator*innen des «Kino im Kocher». «Wir wollen tolle Gastgeber*innen im öffentlichen Raum sein und die Leute auf der Wiese im Kocherpark zwanglos zusammenbringen», erklärt Deana Gariup,

Ein Ort, der per Definition allen gehört.

Mitgründerin des jährlich im August stattfindenden Openairkinos. Ganz nach dem Motto: «Jede und jeder ganz wie er und sie will.» Die Besucher*innen können sowohl eigene kreative Picknicks mitbringen als auch vom kulinarischen Angebot vor Ort profitieren. Ihr Ziel sei es, etwas zu schaffen, dem sich alle zugehörig fühlen könnten, ohne ein Gefühl des Müssens.

KORA

«Begegnung» scheint das Wort der Stunde zu sein. Auch die Stadt Bern möchte lokale Initiativen zur nicht-kommerziellen Gestaltung des öffentlichen Raumes fördern. Dazu wurde das Kompetenzzentrum öffentlicher Raum (KORA) gegründet. «Das Ziel ist es», so Claudia Luder, Geschäftsführerin von KORA, «temporäre Projekte im öffentlichen Raum rasch realisierbar zu machen und Initiant*innen den Weg über schwerfällige Bewilligungsprozesse zu ersparen.» Dazu sind im KORA verschiedene Ämter vertreten, die diese Projekte zusammen koordinieren und die Initiant*innen unterstützen. In erster Linie schafft KORA mithilfe von temporären Infrastrukturangeboten neue Räume für nicht-kommerzielle Interaktionen.

Eines der bekanntesten Beispiele ist der Sockel auf dem Waisenhausplatz, der während der Sommermonate jeweils als Bühne, Spielort und Begegnungszone diente und auch spezifisch Menschen eine Plattform bieten sollte, die kein eigenes Projekt in der Innenstadt realisieren könnten. Gastronomische Projekte wurden bewusst nicht genehmigt. Stattdessen wurde Raum geschaffen für Tanzkurse, Ping-

Etwas schaffen, zu dem sich alle zugehörig fühlen können, ohne etwas zu «müssen».



pongspiele und alltägliche Kaffeepausen. Zugänglichkeit ist dabei ein klares Leitprinzip, gibt Luder zu verstehen. «Exklusive, ausschliessende Projekte wären auf dem öffentlichen Boden nicht gestattet», erklärt sie. Aber auch bei solchen nicht-kommerziellen Projekten findet mit einer bewussten Möblierung immer auch ein Steuerungsprozess statt, welche Gruppen sich an welchen Orten aufhalten. Besonders im Hinblick auf soziale Randgruppen kann es deshalb geschehen, dass eine Belegung des öffentlichen Raumes zu einem politischen Instrument wird, um «Schönheitsfehler» desselben zu korrigieren.

Schönä bim Föhnä

Neben der Zugänglichkeit müssen sowohl kommerzielle als auch nicht-kommerzielle Projekte insbesondere die Bedürfnisse der Anwohnerschaft berücksichtigen. Projekte können für diese eine Bereicherung sein, bedürfen aber auch einer gewissen Toleranz von ihrer Seite. Wie es die Heitere Fahne treffend zusammenfasst, nachdem sie die Disco zur Schonung ihrer Nachbarn an den Eu-

ropaplatz verlegt hat: «Wir sagen aber auch «Schönä bim Föhnä», was dafür steht, dass das Leben dann und wann Lärm macht und unkommerzielle Kultur Toleranz von allen Seiten braucht, um eben diese Kultur überleben zu lassen». Essentiell ist da-

Ziel war es, einen Ort, der vermeintlich brachliegt, für alle nutzbar zu machen.

für ein klarer und direkter Austausch, der eine schnelle Lösung von Problemen erlaubt. Das sieht auch Statthalter Lerch so: «Das Hauptproblem ist oft die Lärmfrage.

Hier muss ein Pop-up ein Betriebskonzept aufweisen, das die Interessen der Anwohnerschaft berücksichtigt».

Ein Neben- und Miteinander

So befindet sich Nutzung öffentlichen Raums immer in jenem Spannungsfeld zwischen Belegung und Verdrängung, zwischen Kommerzialisierung, Zugänglichkeit und Berücksichtigung der verschiedenen Interessensgruppen. Nicht jeder Platz und jedes Pärkchen muss kommerziell genutzt werden. Eine kommerzielle Nutzung kann aber auch durch das Quartier erwünscht sein und auf sehr positive Resonanz stossen. Und schliesslich müssen sich kommerzielle und nicht-kommerzielle Nutzungen auch nicht ausschliessen. Im Gegenteil, sie können sich ergänzen und gegenseitig befruchten, sodass Pop-Up mehr als nur eine invasive Ausbreitung von trendigen Konsummöglichkeiten, sondern eine Entfaltung verschiedener Gestaltungsmöglichkeiten sein kann. Ideen sind in der Hauptstadt auf jeden Fall zur Genüge vorhanden. **text: janine schneider, jana schmid; illustrationen: lisa linder**



Ursula Wyss
Direktorin für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün

«Heute ist der öffentliche Raum unser «erweitertes Wohnzimmer». Die Bevölkerung zieht es nach draussen zum Essen, Lesen, Reden, Spielen oder für ein «Mittags-schläfchen» im Park. Das stellt völlig neue Anforderungen an den öffentlichen Raum. Ich habe mich als Direktorin «des öffentlichen Raums» dafür eingesetzt, dass durch vielfältige, temporäre Gestaltungen wie Pop-up-Massnahmen (Parklets zum Aufenthalt, Tischfussball oder Billardtische) die Bedürfnisse der Bevölkerung rasch, einfach und unbürokratisch umgesetzt werden. Wir versuchen über einfache Pilotprojekte, innovative Lösungen zu testen. Bewährt sich eine Massnahme nicht, wird sie angepasst, temporäre Massnahmen lassen sich einfach zurückbauen. Unterschiedliche Interessen gibt es dabei immer wieder, der öffentliche Raum ist für alle da. Wichtig erscheint mir der Dialog mit den Beteiligten auf Augenhöhe und dass die Massnahmen zusammen mit den Menschen vor Ort geplant und umgesetzt werden.»

Kommentar

Wer sind alle?

Stylische Feierabendbiere auf Europaletten und Paninis unter Lichterketten sind politischer, als mensch denken würde. Toll für Tourist*innen, Gourmets und Kulturliebende, weniger toll für alle, die lieber einfach im Gras sitzen, turnen, yogieren, sich ungestört Dosenbier oder ein Buch zu Gemüte führen, ist es wenn in ihrem Lieblingspark plötzlich Pop-Up-Bars aus dem Boden schiessen. Dass öffentlicher Raum für alle da ist, scheint auf den ersten Blick eine Selbstverständlichkeit, ist es auf den zweiten aber nicht. Indem die Stadt ohne öffentlichen Diskurs darüber entscheidet, wo Public Viewing betrieben, wo getanzt und wo Glühwein getrunken werden soll, kann sie relativ direkt Einfluss darauf nehmen, wer sich wo aufhalten soll – auch ohne dass an jenen Orten Konsumzwang oder Verbote eingeführt werden. Es ist gut, kreativen Köpfen eine Möglichkeit zu bieten, sich im öffentlichen Raum mit ihren Ideen auszutoben. Dass das Verfahren dazu unkompliziert ausgestaltet ist, ergibt in vieler Hinsicht Sinn. Dabei darf aber nicht vergessen werden, wie vielseitig die Interessen an der Nutzung öffentlicher Plätze sind. Es lohnt sich darüber nachzudenken, an wem es sein soll, Dosenbier, Yoga, Lichterketten und Ungestörtheit gegeneinander abzuwägen. **jas**



Thomas Niffenegger + Barbara Steiner
Geschäftsleitung Restaurant Marzillbrücke

«Aus Gastronomensicht sind Pop-Ups grundsätzlich keine schlechte Sache. Aber wenn wie jetzt im Dalmazipark ein mehrmonatiges Pop-Up direkt vor unserem Lokal entstehen soll, das uns die Sicht auf die Aare versperrt, dann spüren wir natürlich einen Konkurrenzdruck. Dass in einem solchen Fall weder vorgängige Informationen durch die Stadt noch ein Einspracheverfahren durchgeführt werden, ist nicht korrekt. Es kommt bei einem Pop-up extrem auf den Standort an: Ein Fabrikgelände ist nicht vergleichbar mit einem Standort, wo bereits Gastronomiebetriebe existieren. Hier benachteiligen das einfache Bewilligungsverfahren und die günstigen Mietkonditionen für die Pop-Ups das umliegende Gastronomiegewerbe. In den letzten Jahren hat das Phänomen von Pop-Up-Bars tatsächlich ein wenig Überhand gewonnen.»



Kirchliche Gassenarbeit Bern

«Der öffentliche Raum sollte für alle Menschen nutzbar sein und nicht nur für jene Menschen, die Konsumangebote nutzen können oder wollen. Gezielt geplante Aufwertung des öffentlichen Raumes in Form von Pop-Ups verdrängt Menschen, welche im Stadtbild nicht gerne gesehen sind. Diese konsumorientierten Angebote richten sich an Menschen, die über genügend finanzielle Mittel verfügen. Es braucht Möglichkeiten, dass Menschen sich den öffentlichen Raum zum Verweilen aneignen können. Sämtliche Nutzer*innen sollten die Möglichkeit erhalten, bei Konflikten und Umstrukturierungen partizipieren zu können. Wir brauchen in der Stadt Bern ein Umdenken: Weg von Kommerzialisierung des öffentlichen Raumes, welche einzig die Aufwertung von Plätzen und Verdrängung von unerwünschten Gästen zum Ziel hat, und hin zu niederschwelligen Angeboten und partizipativer Nutzung, die nicht zum Ziel hat, ein von aussen hübsches Stadtbild zu vermitteln, sondern einlädt zum sozialen Austausch und eine gerechtere Stadt ermöglicht.»

Mitgehangen, mitgefangen: Bern im kolonialen Netz

Die Schweiz besass keine eigenen Kolonien und hat somit keine unmittelbare koloniale Vergangenheit. Nichtsdestotrotz war sie in das koloniale System verwickelt. Die *studizytig* hat nachgeforscht, wo die Spuren des Kolonialismus in Bern zu finden sind.

Fällt das Stichwort Kolonialismus, tauchen vor dem inneren Auge meist Grossbritannien, Frankreich oder Spanien auf, die grossen imperialen Mächte mit ihren Kolonien in Übersee, Afrika und Asien. Dass aber auch Schweizer Städte und Akteur*innen bei dieser Geschichte der Ausbeutung mittaten, ist den wenigsten bewusst.

Am Anfang war das Kapital

Man schreibt das 18. Jahrhundert, und in der Republik Bern standen die vermögenden Familien und das Gemeinwesen vor dem Problem, dass im eigenen Staat ein sogenannter Kapitalüberhang entstanden war. Das bedeutete, dass in Bern Geld nicht mehr gewinnbringend angelegt werden konnte, weshalb nach Investitionsmöglichkeiten im Ausland Ausschau gehalten wurde. Diese fanden einige Patrizierfamilien und auch die Re-

publik Bern selbst im transatlantischen Dreieckshandel. Dreieckshandel deshalb, weil Sklaven aus Afrika in die «Neue Welt» verschifft wurden, dort Rohstoffe sammelten, die dann nach Europa gebracht und in den aufkommenden Industrien zu

oder eben das Dreieck – schloss. So handelte beispielsweise Rudolf Emanuel von Haller mit Kolonialwaren aus holländischen und französischen Kolonien und besass Aktien der Westindien-Kompanie. Daneben war er auch am Aufbau der «Nouvelle

In Bern konnte Geld nicht mehr gewinnbringend angelegt werden, weshalb nach Investitionsmöglichkeiten im Ausland Ausschau gehalten wurde.

Endprodukten verarbeitet wurden, welche schliesslich (unter anderem) nach Afrika exportiert wurden, womit sich der Kreis –

Compagnie des Indes» beteiligt, die unter anderem Sklaven in die französischen Kolonien in Indien verschiffen sollte. Oder

Gabriel von May, nach dessen Familie ein Weg in Bern benannt ist: Er handelte mit Tabak in Brasilien und war in das dortige Schweizer Söldnerwesen involviert. Mit der Zeit baute er sich gar ein Monopol auf, wodurch er ein Vermögen erwirtschaftete. Dieser Erfolg war aber nur möglich durch die Beteiligung am transatlantischen Sklavenhandel und der Kooperation mit Plantagen, die Sklaven beschäftigten.

Staatliche Anlagen in London

Die Republik Bern ihrerseits legte Teile des Staatsschatzes in ausländischen Aktien an, wobei die grösste Investition in London getätigt wurde. Bern wurde Grossaktionärin der «South Sea Company», deren Auftrag die Versorgung der spanischen Kolonien mit Sklaven war. In der Aktionszeit der Republik Bern von 1719 bis 1734 wurden ungefähr 20'000 Sklaven von der «South Sea Company» ins heutige Mittel- und Südamerika verschifft. Allerdings gründete die «South Sea Company» auf einer Spekulation, der «South Sea Bubble», die 1723 platzte und grossen wirtschaftlichen Schaden anrichtete. Nichtsdestotrotz blieb die Republik Bern die mit Abstand grösste Einzelinvestorin der South Sea Company. Bei diesen Aktienkäufen spielte auch der bereits damals starke Bankensektor eine grosse Rolle, da die Geschäfte von Agenten der Berner Bank Malacrida und Cie. abgewickelt wurden. Vergleichsweise mit Zürich oder Neuenburg beteiligte sich die Republik Bern jedoch später und weniger stark an diesem Handel und den Spekulationsgeschäften, da ihre wirtschaftliche Hauptausrichtung der Landwirtschaft galt.

Man denke nur an die Schokolade, die ohne Verbindung zum Kolonialwarenhandel gar nicht produziert werden konnte.



Ein mahiole-Federhelm und ein dazugehöriger Umhang, hier an einem Modell angebracht. Beide Objekte wurden von Johann Wäber aus Hawai'i mitgebracht, wo sie normalerweise von Herrschern getragen wurden. © Bernisches Historisches Museum

«Die Schweiz war keine Insel»

Bereits vor jenen grossen Investitionen war das Bündnissystem der damaligen Eidgenossenschaft und damit auch Bern jedoch vom Handel mit kolonialen Waren abhängig. Man denke nur an die Schokolade, die ohne Verbindung zum Kolonialwarenhandel gar nicht produziert werden konnte. Auch für die Uhren- und Schmuckherstellung, für welche die Schweiz bereits im 17. Jahrhundert zu einem Zentrum wurde, mussten die Rohstoffe von weit her eingeführt werden. Zur Herstellung von Textilien wiederum – zuerst in Heimarbeit, dann beispielsweise in der Ryff-Fabrik, die im Marzili stand und die grösste industrielle Arbeitgeberin Berns war – wurde Baumwolle importiert. «Die Schweiz war keine Insel, auch wenn sie das gerne so darstellt», betont André Holenstein, Professor für ältere Schweizer

Geschichte an der Universität Bern, «vielmehr war sie eingebunden in die sie umgebenden Vorgänge in Europa und in das im Entstehen begriffene globale Netzwerk.» So waren beispielsweise Berner Söldner, angeführt von Offizieren der Patrizierfamilien, in den französischen und holländischen Heeren zu finden. Auch Intellektuelle und öffentliche Einrichtungen wie Museen pflegten den Austausch mit ihren europäischen Pendanten.

Wissenschaft zwischen

Tropenliebe und Rassentheorie

Diese Vernetzung machte sich besonders im Bereich der Wissenschaft bemerkbar. «Die Sammlungen der Museen bauen grösstenteils auf Objekten aus den damaligen Kolonien auf», erklärt Dr. Bernhard Schär, Oberassistent an der Professur für Geschichte der modernen

Die Völkerschauen auf dem Waisenhausplatz oder im Bierhübeli erfreuten sich grosser Beliebtheit.

Welt der ETH Zürich. «Diese alten Sammlungen sind von universitärer Seite bis jetzt noch kaum untersucht worden, da gäbe es für die historische Forschung noch viel zu tun», fügt er an. Die tropische Natur übte mit ihrer Diversität eine grosse Faszination auf die Naturwissenschaftler*innen des 18. und 19. Jahrhunderts aus, weshalb viele junge Forscher*innen in die Gebiete der Kolonien reisten – eine Zusammenarbeit mit den Kolonialmächten war dafür unausweichlich. Eine der grössten Sammlungen stammt vom Berner Naturzeichner Johann Wäber oder John Webber, der auf der dritten Expeditionsreise von Captain Cook als Maler mit an Bord war und die Natur sowie die angetroffenen Ureinwohner*innen zeichnerisch festhielt. Er überliess einen Grossteil seiner Zeichnungen und der mitgebrachten Gegenstände dem Historischen Museum in Bern. Ähnlich gestaltet es sich beim Naturhistorischen Museum, dessen ausgestopfte Tiere aus dem afrikanischen Raum von den Grossjäger-Abenteuern von Sohn und Tochter von Wattenwyl stammen. Einige Ausstellungsobjekte wurden auch durch Tausch mit anderen europäischen Museen erworben, wobei deren Herkunft damals nicht besonders hinterfragt wurde.

Gleichzeitig waren die Museen und die jeweiligen Kuratoren treibende Kräfte in der Rassenforschung. Beispielsweise verfasste Theophil Studer, Kurator des Naturhistorischen Museums Bern, Studien zu den sogenannten «primitiven Völkern», indem er Schädel verschiedener aussereuropäischer Stämme mit prähistorischen Schädeln aus der Schweiz verglich. Andere Forschende beschrieben nicht-europäische Menschen als Zwischenstufe von Mensch und Schimpanse und daher als weniger entwickelt. Diese Ansichten wurden durch Gesellschaften wie der geographischen Gesellschaft in Bern, der Theophil Studer vorstand, unter den Intellektuellen aus ganz Europa verteilt. Diese Geschichte der Verwicklung der Wissenschaft mit dem kolonialen Netzwerk ist bis jetzt noch kaum aufgearbeitet worden,

weder auf den Webseiten des Naturhistorischen oder Historischen Museums Bern noch bei Einträgen zu Theophil Studer wird auf diese Verbindungen hingewiesen.

Ein ideologisches Fundament

Ein weiterer Berner Intellektueller beeinflusste den kolonialen Diskurs beträchtlich: Karl-Ludwig von Haller. Der autodidaktische Jurist und Mitgestalter der bernischen Staatsverfassung war ein erbitterter Gegner der französischen Revolution und schrieb in seinen späteren Jahren ein wichtiges Buch im Bereich des



In der Ryff-Fabrik im Marzili wurde Baumwolle aus Plantagen, die Sklaven beschäftigten, zu Textilien verarbeitet.

reaktionären und rechtsgerichteten Konservatismus, mit dem Titel «Restauration der Staatswissenschaft». Darin argumentiert er im Gegensatz zur aufklärerischen Philosophie, dass die Europäer*innen den anderen Völkern natürlicherweise überlegen seien und damit auch die Sklaverei in der Natur begründet ist. Einzige Bedingung von Hallers war, dass die Sklav*innen von den Besitzer*innen nicht schlecht behandelt werden durften. In diesem Falle wäre auch seiner Ansicht nach die Sklaverei unrechtmässig. Seine Ideen fanden grosse Verbreitung und Verwendung in den Südstaaten der USA und

gerade während des Bürgerkriegs wurde häufig auf die Argumente von Haller zurückgegriffen, um die Sklaverei in jenen Gebieten zu verteidigen.

Kolonialismus im Alltäglichen

Koloniales Gedankengut fand sich aber nicht nur unter den Patrizierfamilien und den Intellektuellen – auch die ganz gewöhnliche Schweizer Bevölkerung war davon geprägt. Gemäss dem Selbstverständnis der Europäer*innen nach, dem sich auch die Berner*innen zugetan fühlten, waren sie den anderen Völkern überlegen. Völkerschauen, an denen Menschen aus Afrika oder anderen Kolonien vorgeführt wurden, waren keine Seltenheit. In Bern wurden diese beispielsweise im Bierhübeli oder auf dem Waisenhausplatz durchgeführt und erfreuten sich grosser Beliebtheit.

Auch was die Investitionen angeht, beteiligten sich nicht nur die Patrizier*innen: Berner*innen, die ihr Geld der Bank anvertrauten, waren durch die von der Bank getätigten Anlagen mehr oder weniger wesentlich Teil kolonialer Projekte und Handelsnetze.

Der Widerstand regt sich

Doch zwischen dieser passiven Befürwortung des Kolonialismus und einigen aktiven Akteur*innen regten sich auch einige kritische Stimmen. «Es ist einerseits eine Geschichte der Involvement, aber immer auch eine Geschichte



Der Name war Programm: Die heutige Bar Colonial war früher ein Kolonialwarenladen.

des Widerstands, gerade vonseiten der kolonialisierten Bevölkerung», wie Schär meint. Davon zeugen die Revolutionen und Unabhängigkeitsbewegungen, die im 18. und 19. Jahrhundert auf dem amerikanischen Kontinent und später dann auch in Afrika und Asien aufkamen. Einige der exilierten Anführer dieser Bewegungen trafen sich in der Schweiz, die dadurch zu einer Drehscheibe für den international

tantismus an der Rechtmässigkeit der Sklaverei, da aus religiöser Sicht alle Geschöpfe Gottes sind und deshalb niemandem das Recht zusteht, andere schlecht zu behandeln. Diese Positionen machten sich besonders Mitte des 19. Jahrhunderts bemerkbar, als der Berner Freisinn dem stärker wirtschaftlich ausgerichteten Zürcher Freisinn Begünstigung der Sklaverei und sogar Sklavenhaltung vorwarf.

«Es war eine diskrete, wirtschaftliche Verwicklung in das koloniale System, die die damalige Eidgenossenschaft und Bern kennzeichnete.»

vernetzten Kampf gegen den Kolonialismus wurde.

Unter der schweizerischen und bernischen Bevölkerung waren zwar progressive Einstellungen wie der Abolitionismus nicht mehrheitsfähig – dafür standen zu grosse finanzielle Interessen auf dem Spiel – aber sie wurden doch diskutiert. Ausserdem zweifelte auch der gerade in Bern stark vertretene Protes-

eine diskrete, wirtschaftliche Verwicklung in das koloniale System, die die damalige Eidgenossenschaft und Bern kennzeichnete», merkt Holenstein an. Ohne diese wäre die Schweiz heute nicht so, wie sie ist. Eigentlich offensichtlich, wenn man etwas genauer darüber nachdenkt: Wir könnten weder Schokolade noch Uhren produzieren und hätten eine völlig andere Ernährungskultur, ohne Tomaten, Mais oder Bohnen. Nicht zuletzt wurde auch der Reichtum der Schweiz zu gewissen Teilen mithilfe des Kolonialismus aufgebaut. Zudem spüren Migrant*innen die Auswirkungen des Kolonialismus am eigenen Leib, denn unbewusste Vorurteile, Stereotypen und racial profiling zeigen, dass gewisse Züge kolonialen Denkens noch nicht gänzlich aus der Gesellschaft verschwunden sind. Und doch ist die Geschichte der Verwicklung Berns und der Schweiz in das koloniale System kaum ein Thema, weder im akademischen Bereich noch im Gespräch unter Freund*innen. Deshalb wird es höchste Zeit, dass die Schweiz, Bern und wir selbst uns dieser Vergangenheit bewusst stellen, auch wenn die Debatte über historische Schuld oft unangenehm ist und viele Abwehrreaktionen auslöst. **text und fotos: lucie jakob**

Aufarbeitung der eigenen unangenehmen Geschichte

Das Netz des Kolonialismus erstreckte sich ohne Ausnahme über die gesamte Welt, einschliesslich Bern. Die Folgen davon sind noch heute spürbar und ersichtlich, sei es in unserer Ernährung, in Bauwerken, Diskursen oder der Migration – auch wenn Bern oder die Schweiz keine eigenen Kolonien besaßen. «Es war

kennet dir die geschicht

Irme ige ide Ittume*

Die Matte ist anders. Anders als Bern. Und über Jahrhunderte hinweg besass sie nicht nur einen eigenen Dialekt, sondern sogar eine Geheimsprache – das Matte-änglisch.

Dort, wo das Weisse ins Schwarze Quartier übergeht, holt mich die Ruhe ein. Weit über mir strömen Bärenhungrige Berns bekanntester Sehenswürdigkeit zu. Das Rattern der Busse auf dem Kopfsteinpflaster, die aufgeregten Rufe der Touristen, wenn ein Bär sich wieder mal bequem, den Leuten beim Starren zuzuschauen – aller Lärm verklingt, von mir ungehört. Hier unten an der Aare, in der Mattenenge, verlangsamt sich der Herzschlag im Rhythmus vereinzelter Schritte und dem sanften Treiben des Flusses. Kein Bus fährt hier, Autos ist nur zu gewissen Zeiten die Durchfahrt erlaubt. Das Schwarze Quartier, das seinen Namen den schwarzen Strassenschildern verdankt, deren Farbgebung noch aus den Zeiten Napoleons stammt, war schon seit jeher von der Stadt isoliert. Ein eigener dörflicher Mikrokosmos aus Kleinhandwerkern, Schiffern, Wäscherinnen und Schulkindern. Die Matte ist eben nicht Bern. Aber Bern gäbe es wahrscheinlich nicht ohne die Matte. Die seit dem 12. Jahrhundert von der Wasserkraft angetriebene Industrie im Quartier bescherte der Stadt Leder, Tuch, Gold und später sogar Schokolade und ermöglichte es ihr, die Stadt zu werden, die wir heute kennen. Zudem war die Matte lange Zeit ein wichtiger Schifffahrtsknotenpunkt mit einer eigenen Werft. Schiffe fuhren von hier bis Brienz im Süden und Rotterdam im Norden.

Von diesem einst emsigen Treiben ist heute allerdings nicht mehr viel zu spüren. Die Gerbergasse, die mich tiefer in die Matte führt, ist auf beiden Seiten von niedrigen Lauben gesäumt. Grossstädter müssen hier schon ein wenig den Kopf einziehen. Die Häuser wurden säuberlich saniert und blicken in schweizerischer Manier den wenigen Passanten nach – einige Schulkinder, eine Radfahrerin, zwei Nonnen. Und doch – es gibt sie noch, die Überbleibsel aus jener Zeit des Handels. Eines davon sind die zwei Wörter in aareblauen Lettern über dem Eingang zum Quartierladen: Ittume Idele.

Schiffe fuhren von hier bis Brienz im Süden und Rotterdam im Norden.

Kauderwelsch

Peter Hafen, Präsident des Matte-änglisch Club Bern, muss lachen, als ich ihm am Telefon vom Thema unserer Ausgabe erzähle. «Das ist lustig», meint er in

seinem warmen Berner Dialekt, der sich auch für mich Neubergerin wohligh nach Heimat anhört, «dabei hat Matte-änglisch mit England grad gar nichts zu tun.» Im deutschen Sprachraum, erklärt er mir, habe man unverständliche Sprachen früher «welsch» genannt, was gleichzeitig auch «Französisch» bedeutete. Im zweisprachigen Bern wurde Französisch aber sehr wohl verstanden, ein anderer Name musste her – und Englisch war den Leuten damals wesentlich fremder. Matte-änglisch ist denn auch keine Sprache mit eigenem Vokabular, sondern eine Geheimsprache, die spezifischen Regeln folgt. Aber wo liegt ihr Ursprung?

Im Grossraum Hamburg. Dort werden die Regeln der Geheimsprache im 14. Jahrhundert zum ersten Mal beschrieben. Bis heute spricht man in Hamburg von der sogenannten «Kesselklopfersprache», die dem Matte-änglischen ziemlich ähnlich ist. Höchstwahrscheinlich verbreiteten sich die Regeln dann auf dem Wasserweg südwärts bis in die Matte. So wurde hier aus der Sctibere (Stadt) die Ibereschte und aus dem Matte-Lade eben der Ittume Idele.

Hafen, dem der Schalk bei jedem Wort hinter den Ohren sitzt, treffe ich beim Takeaway «Ligu Lehm» am Mühlenplatz. Nirgendwo sonst fühlt man sich in der Matte mehr in einem Dorf als auf



Beim Hochwasser von 2005 Teil des Flusses geworden: die Gerbergasse.

dem Mühlenplatz. Der Brunnen plätschert friedlich vor sich hin, die 500-jährigen Häuser schmiegen sich wohligh aneinander, die Fassaden hübsch zurechtgemacht, die Fenster leicht trunken einander zugeneigt.

Ob er selber in der Familie Matteänglisch gesprochen habe?, frage ich Hafan. Der schüttelt schmunzelnd den Kopf. «Überhaupt wurde Matteänglisch nie wirklich gesprochen», fügt er an, «es wurde nur benutzt, um kurze Anweisungen zu geben oder Mitteilungen zu verfassen.» Über Jahrhunderte wurde es benutzt, wenn Dritte nicht mithören sollten. So zum Beispiel, wenn die Eltern vor den Kindern über deren Weihnachtsgeschenke reden wollten. «Ich kenne einige Leute, die deshalb Matteänglisch gelernt haben. Weil sie wissen wollten, was ihre Eltern da Seltsames von sich gaben.»

Gleich neben dem Mühlenplatz stehen die zwei Schulhäuser der Matte. Als um 1850 die Wasserkraft von der Elektrizität abgelöst wurde, brach die

Die Sprache wurde zuletzt von den Giele und Modi verwendet, «wo veu no öppe em Tschugger Streiche gspeut hei».

Armut über die Matte herein. Die Industrie zog weg und manch einstiger Handwerker musste sich oben in der Stadt als Tagelöhner verdingen. Dazu kam, dass viele Leute vom Land hierherzogen. Für die vielen

Kinder musste ein zweites Schulhaus her. Die Vorurteile über die Matte stammen wohl aus dieser Zeit – bis heute wird Matteänglisch als «Gauersprache» bezeichnet. Das war sie allerdings nie, stellt Hafan klar. Und Gauner waren die Mätteler auch nicht mehr als andere. «Vielleicht etwas eigenwillig», gibt er zu. So erzählt man sich, dass früher gerne Burschen aus der oberen Stadt hinunter ins Inselbad kamen, um dort in der Gartenwirtschaft um Geld zu spielen und mit den Meitschi z tschäägerle, worauf sie jeweils kurzerhand von den Mattegiele in die Aare geschmissen wurden. Irgendwann hatten die Anwohner genug davon, dass die Burschen immer pflitschnass durch das Quartier liefen und bauten ihnen die Brücke zwischen Schiffslaube und Inseli - zur Abkürzung.

Tschugger und Chempe

Wie es heute mit dem Matteänglisch aussehe, hake ich nach. Schlecht - die Antwort. Heute werde die Sprache nur noch zum Vergnügen in einigen wenigen Familien benutzt. Am meisten Glück, einige Brocken Matteänglisch aufzuspüren, hat der Suchende vielleicht noch am alle zwei Wochen stattfindenden Stammtisch des Matteänglisch Clubs im Restaurant Mühlirad.

Begonnen hat der schleichende Niedergang des Matteänglisch mit der Armut. Mit dem Zuzug neuer Familien und der zunehmenden Mobilität der Bewohner*innen ging langsam auch das Wissen um die Geheimsprache zurück. Zuletzt, erzählt Hafan, sei die Sprache von den Giele und Modi verwendet worden, «wo veu no öppe em Tschugger Strei-

che gspeut hei.» Der Tschugger, versteht sich, ist der Polizist. Wie auch der Ligu Lehm eben ein Stück Brot ist. Aber weder Tschugger noch Ligu Lehm sind Matteänglisch, sondern Mattenberndeutsch.

kennet dir die gschicht



«Söui mou richtig bös driluege?», lacht Peter Hafan bei der Führung.

Diesen Dialekt spricht heute zwar auch niemand mehr, es haben sich aber einige Wörter erhalten, die mir als Aarauerin mit Bahnhofs-Buffet-Olten-Dialekt mindestens so rätselhaft erscheinen wie das Matteänglisch. So wird hier die Flasche Flämnu genannt und die Steine Chempe. Mehrmals muss ich nachhaken bei Herr Hafan, der spricht, als wäre er ein Mätteler, dabei lebt er gar nicht hier, sondern im Altenberg, eben kein Original, sondern einer von den «zuehegschläcke».

Überhaupt gibt es nur noch wenige «Originale» hier unten, die Gentrifizierung hat das Quartier fest im Griff. Wo früher Spinnererei, Müllerei und Spezerei waren, haben heute Tänzerinnen ihren Parkettboden und Architekten ihren Coworking Space. Viele kreative Köpfe sind hier zu finden, nur leider auch viele, die bloss zum Schlafen hierherkommen. «Aber die packt's denn schono», meint Hafan. Und ich spüre, was er meint. Dem eigenwilligen Zauber der Matte entkommt man nicht so schnell.

Keep Calm and Learn Matteänglisch Und so geht's:

1. Wort nach dem ersten Vokal trennen und Teile vertauschen:
Matte → Ma / tte → tte / ma
2. Ein *t* vorne anhängen
→ I / tte / ma
3. Den Schlussvokal zu einem *e* umwandeln
→ I / tte / me
→ Itteme

Den fremden Klängen lauschen auf:
digezz.ch/projekte/mattequartier/

Adlerblick

Wen es trotzdem wieder nach oben zieht, dem empfehle ich das Senkeltram. Der Lift, der direkt auf die Münsterplattform fährt, bietet nicht nur ein hübsches Schwindelgefühl im Bauch, sondern auch einen letzten Mundvoll Matteänglisch- Inkede irfe ds Itme-ihrefe. Danke fürs Mitfahren.

Auf der Münsterplattform beschleunigt sich der Puls dann spätestens beim Blick in die Tiefe wieder – die hängenden Gärten, die sich zwischen Altstadt und Matte an den Hang schmiegen, warten auf den nahenden Frühling, um in voller Pracht zu erblühen und die Aare schäumt in weisser Gischt über die Schwelle, lockt in türkisgrünen Tönen. Die goldene Bundeshauskuppel thront in Sichtweite und das Münster ragt imposant in den weich gezeichneten Himmel. Aber unten in der Tiefe, zwischen Stadt und Fluss, stehen tüchtig die Häuser der Matte und werfen keinen einzigen Blick zu denen da oben. Die Matte ist eben die Matte.

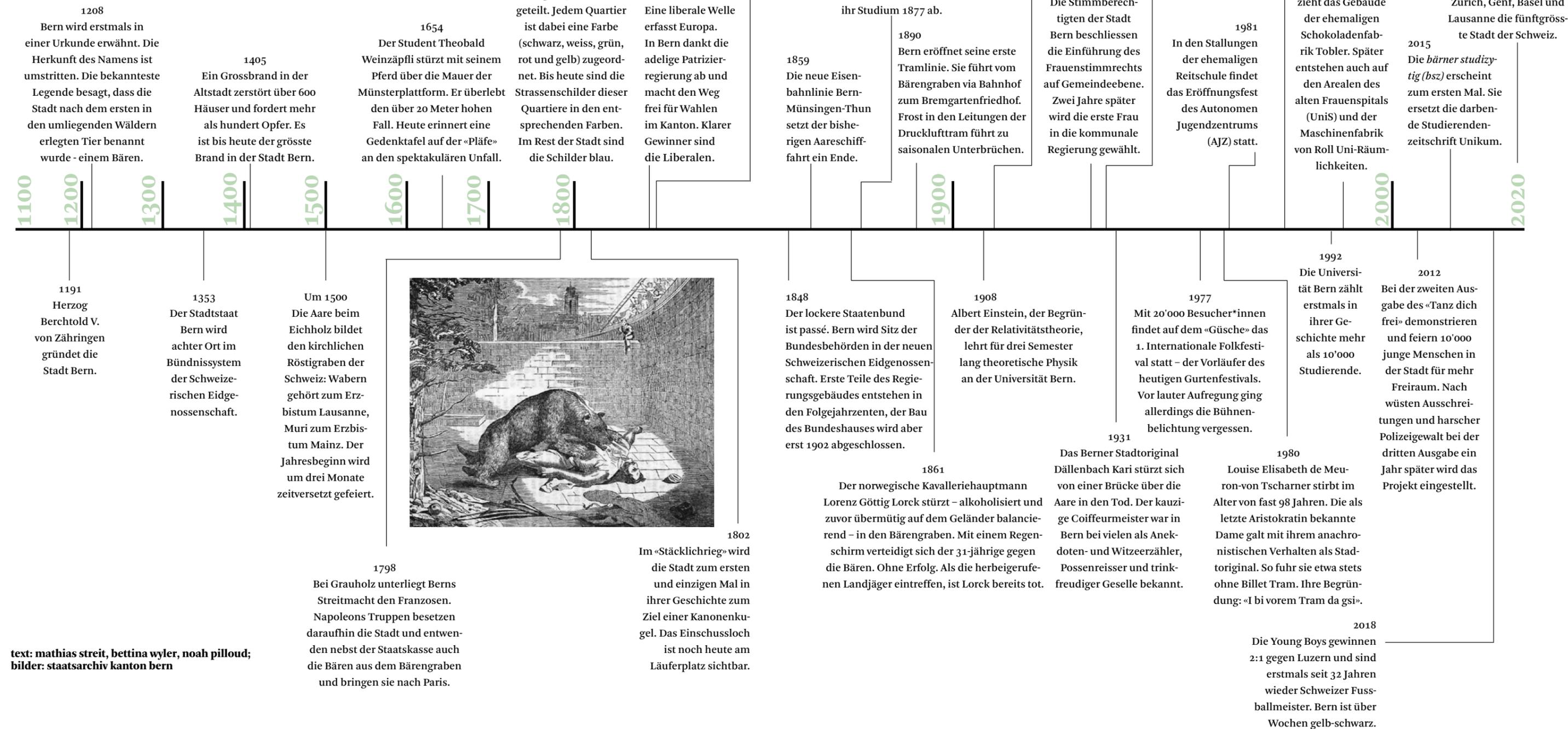
*matteänglisch für das mattenberndeutsche «mir gö id Matte» (wir gehen in die Matte)

text: janine schneider;
fotos: franca sidler
Erstmals erschienen in der Ausgabe «England» des Schweizer Reisemagazins Transhelvetica.



Von Bären und Kranichchen

Humorlose Politikhochburg und Hort der Langsamkeit? Bern hat weit mehr zu bieten. Wichtiges, Überraschendes und Kurioses aus über 800 Jahren Stadtgeschichte.



text: mathias streit, bettina wyler, noah pilloud;
bilder: staatsarchiv kanton bern

Quo vadis Berna?

Wie sieht die Bundesstadt im Jahr 2050 aus? Bereits heute entstehen Projekte, die das Stadtbild nachhaltig prägen werden. Visionäre Stadtplaner erträumen sich derweil Jahrhundertbauwerke. Eine Auswahl von Berns Zukunftsmöglichkeiten.

Mit dem Bus in fünf Minuten von der Uni in der Länggasse in die WG im hippen «Breitsch»? Eine neue 350 Meter lange Brücke inmitten von Bern könnte das bald schon möglich machen. Auch Velos sollen über die Brücke fahren. Der Umweg über den Hauptbahnhof? Geschenk! Das Brückenprojekt ist eines der Vorhaben, das das Gesicht der Stadt Bern in den nächsten Jahrzehnten verändern könnte, aber lange nicht das einzige. Das zeigt ein Blick in die Zukunft der Stadt Bern.

Boa hat berechnet, dass die Hochbrücke mindestens 16 Meter breit sein müsste. «Damit es später auch genügend Platz für eine Tramlinie hat.» Verbinden soll die Brücke den Quartierplatz im Wyler mit einem Boulevard im Viererfeld. Dort will die Stadt ein neues Quartier aus dem Boden stampfen. 2016 hat die Berner Stimmbewölkerung entschieden, die heute landwirtschaftlich genutzte Fläche zu überbauen. Geplant sind im Viererfeld 1'100 Wohnungen für rund 3'000 Personen.



Die Vision von Arpad Boa: Eine Brücke, die den «Breitsch» (unten) mit dem neu bebauten Viererfeld verbindet. Bild: zvg

«Die Viererfeldbrücke bietet Platz für eine normale Fahrspur, Velostreifen und Trottoirs», erklärt Arpad Boa seine Vision. Als selbstständiger Bauforscher, Städtebauer und Architekt bringt er sich immer wieder aktiv ein, wenn es um die Zukunftsgestaltung in der Stadt Bern geht.

Eine Brücke nur für Velos?

Diese Ausgangslage bezeichnet Boa als eine «Jahrhundertchance» für Bern. Aus städtebaulicher Sicht sei das wie ein Sechser im Lotto: «Wo sonst kann man auf flachem, ungebautem Land an so zentraler Lage ein ganzes Quartier planen?» Für ihn

ist deshalb klar, dass der neue Stadtteil nur integral zusammen mit der neuen Aarequerung nachhaltig entwickelt werden könne. «Deshalb dürfen die beiden Projekte nicht unabhängig voneinander geplant werden», ermahnt Arpad Boa.

Doch genau das hat die Stadtregierung vor. Das Siegerprojekt für die Viererfeld-Überbauung ist als in sich geschlossene Wohnüberbauung angelegt. Die Stadt sieht im Viererfeld ein «Wohnen im Grünen» und will das Land möglichst schnell stückweise an Investoren verkaufen. Wo Boa einen neuen, vielfältigen und durchmischten Stadtteil mit vernetzten Grünräumen sieht, der durch eine vollwertige Brücke ins Zentrum einer neuen städtischen Ost-West-Passage nördlich des Bahnhofs rückt, plant Bern bisher nur eine schmale Velobrücke. Autos oder Busse hätten darauf keinen Platz. Das Projekt hatte von Beginn weg mit Widerstand zu kämpfen. «Unnötig» und «zu wenig durchdacht» lauten die Hauptvorwürfe. Das sieht auch Boa so: «Weshalb eine Brücke bauen, die nur einem bestimmten Verkehrsmittel zugänglich ist?», fragt er. Die Kritik von ihm und anderen Experten hat erste Spuren hinterlassen: Zurzeit überprüft die Stadt mögliche Alternativen zur reinen Velobrücke.

Doch weshalb wehrt sich Boa gegen eine solche? «Eine Brücke, die auch für Autos – oder noch besser E-Autos – zugänglich ist, bringt verkehrstechnisch einen grossen Mehrwert», sagt der Städtebauer. Er sehe seine Zukunftsvision für Bern denn auch als städtebauliche Antwort auf den Klimawandel und die Energiewende. Früher seien die Strassen in Bern



Bilder des Projekts Trio in der Wankdorf City 2; Quelle: trio-wankdorfcity.ch

«Die Ausgangslage in Berns Norden ist stadtplanerisch eine Jahrhundertchance.»

radial, also strahlenförmig, von einem Mittelpunkt ausgehend, angelegt gewesen. Bern hat(te) zwei solcher Zentren: den Zytglogge und den Bahnhofplatz. «Heute sollte alles viel dichter vernetzt sein», sagt Boa. Das ergebe automatisch kürzere Wege sowie weniger und langsameren Verkehr. Dazu sei es wichtig, die Quartiere noch stärker untereinander zu vernetzen und somit den Weg über das Zentrum obsolet zu machen. In der Viererfeldbrücke sieht er deshalb die Chance, eine schnelle und direkte Ost-West-Querung der Stadt zu ermöglichen. «Die Brücke würde mit einem Schlag die rund 50'000 Menschen in der Länggasse und im Breitenrain miteinander verbinden.» Gemeinsam mit einem dichten Strassennetz im Viererfeld ermögliche das ein lebendiges, urbanes Quartier vom Engeried bis zum Wankdorf. Und bis wann soll das der Fall sein? «Wenn es schnell geht, ist eine fertig gebaute Viererfeldbrücke bis 2050 nicht unrealistisch.»

Uni investiert 1 Milliarde

Deutlich früher werden andere wegweisende Berner Zukunftsprojekte fertig sein: Bereits 2023 soll im Neufeld eine neue 50-Meter-Schwimmhalle stehen. Sie befindet sich damit unmittelbar ne-

ben dem Institut für Sportwissenschaften der Universität. Die neue Halle hat mehr Kapazität als die drei bestehenden Stadthallenbäder zusammen. Geplant ist ein Becken mit zehn 50-Meter-Bahnen, die sich in doppelt so viele 25-Meter-Bahnen teilen lassen. Sobald die Schwimmhalle steht, werden die in die Jahre gekommenen Hallenbäder erneuert. Auch Freibäder wie das Weyerli oder die Ka-We-De werden bald totalsaniert.

und ein neuer Quartierplatz entstehen. Dieser wäre zugleich Ausgangspunkt für die von Städtebauer Boa angedachte Viererfeldbrücke. Auch beim ehemaligen Zieglerhospital, auf der Warmbächlibrache in Holligen oder auf dem Gaswerk-Areal direkt an der Aare sollen bald grosse Wohnbauprojekte realisiert werden. Und im Weyermannshaus, direkt neben der Badi, entsteht eine Überbauung mit rund 900 neuen Wohnungen.

Bald schon könnte das Münster nicht mehr das grösste Gebäude in Bern sein.

Eine der imposantesten Neubauten entsteht auf dem Areal der Insel. Das Universitätsspital baut bis 2023 ein neues Hauptgebäude. Anschliessend soll das alte, weit hinaus sichtbare Bettenhochhaus abgerissen werden. Auch die medizinische Fakultät plant Neubauten auf dem Areal, unter anderem sollen sieben heute in der Stadt verteilte Institute unter einem Dach vereint werden. Für ihre Pläne will die Universität bis 2034 über eine Milliarde Franken investieren.

In Bern werden zudem mehrere grössere Wohnbauprojekte vorangetrieben. Die Stadt will nämlich wachsen. Bis 2050 sollen rund 160'000 Personen in Bern wohnen, 17'000 mehr als heute. Platz finden werden diese unter anderem auf dem Areal der ehemaligen Zeitungsdruckmaschinenfabrik Wifag im Wyler. Ab 2023 sollen dort mehrere Dutzend Wohnungen

Wolkenkratzer am Europaplatz

Nicht ausgeschlossen, dass dort auch ein paar Fachhochschulstudis eine Bleibe finden. Gleich ennet dem Weyerli-Bad wird nämlich der Campus der Berner Fachhochschule (BFH) gebaut. Ab 2026 sollen dort über 6'000 Studierende und Dozierende Platz finden. Auch Teile der Hochschule der Künste Bern (HKB) werden im Neubau in Berns Westen einquartiert. Baubeginn ist 2022.

Ebenfalls in der Nähe des Europaplatzes planen Energie Wasser Bern (EWB) und die BLS gleich vier markante Hochhäuser. Der «Nordturm» könnte dabei bis zu 110 Meter in die Höhe ragen. Er wäre damit das höchste Gebäude in der Bundesstadt und fast so hoch wie Zürichs Prime Tower. Bis anhin galt in Bern die ungeschriebene Regel, dass kein Bau das 100

Meter hohe Münster überragen darf. Weil die Hochhäuser in Ausserholligen aber nicht die eigentliche Berner Skyline tangieren, dürfte für sie diese Regel nicht gelten. Die drei anderen Hochhäuser sollen 90, 60 und 30 Meter hoch werden.

Die wohl komplexeste Baustelle ist aber der Bahnhof Bern. Für rund eine Milliarde Franken baut die SBB bis voraussichtlich 2029 zwischen der Welle und der bisherigen Bahnunterführung eine zweite unterirdische Passage. Damit gelangt man von der Länggasse und vom Bubenbergplatz her direkt in den Bahnhof. Das bestehende Bubenbergzentrum wird dazu totalsaniert. In einem zweiten Ausbauschnitt will die SBB anschliessend den Bahnhof seitlich erweitern. Vorgesehen sind vier zusätzliche Gleise unter der Grossen Schanze.

Zu viele Arbeitsplätze in Bern

Dass in Berns Westen und beim Bahnhof so rege gebaut wird, ist kein Zufall. Beides sind sogenannte Entwicklungsschwerpunkte (ESP) der Stadt. Ein Weiterer liegt im Nordosten beim Wankdorf. Dort ist mit der Wankdorf City 3 nebst den beiden bereits errichteten Teilen eine weitere grosse Überbauung am Entstehen. Dazu gehören etwa eine neue SBB-Unterführung, zahlreiche Wohnbauten sowie Büros und Gewerbeflächen.

«Die Balance zwischen der Anzahl Arbeitsplätzen und Einwohner*innen ist eine der grossen Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte», sagt Mark Werren, Berns Stadtplaner. Bern habe momentan verhältnismässig zu viele Arbeitsplätze. Auf



Auf der Warmbächlibrache entstehen bald erste Wohnbauten. Grafik: ivo; Quelle: Holliger

einen Arbeitsplatz komme hier ein halber Einwohner – ideal wären aber drei Einwohnerinnen auf einen Arbeitsplatz. «Das Ungleichgewicht ist mit ein Grund für die enormen Pendlerströme und das hohe Verkehrsaufkommen in Bern», erklärt Werren.

Um diese Pendlerströme zu reduzieren fördert Bern den Bau von Wohn- und Gewerbeflächen ausserhalb des Stadtzentrums (Ausserholligen und Wankdorf). «Dort entstehen so neue, kleinere Stadtzentren», sagt Werren. Er spricht dabei immer wieder von «urbanen Wolken», die sich bilden werden und wichtige, neue Zentrumsfunktionen übernehmen

sollen. Die bestehenden Bahnknoten und S-Bahnhaltestellen garantieren dabei eine gute Erreichbarkeit. Die Anbindung an den Fernverkehr spiele eine wichtige Rolle in der Entstehung dieser urbanen Wolken, sagt Stadtplaner Werren.

Wandel der Mobilität

Hochhäuser, neue Stadtzentren – wird in Bern bis 2050 alles anders? «Nein, das uns vertraute Bern bleibt», verspricht Werren. Zum Beispiel in den Quartieren, die seit langem gut funktionieren würden. Werren nennt intakte Gründerzeitquartiere wie die Länggasse, Breitenrain, die Lorraine oder den Mattenhof. «Über diesen hängt planungsrechtlich eine Art schützende Glocke.» Ausserhalb dieser Glocken seien vor allem punktuell grössere Arealentwicklungen zu erwarten. Dabei geht es hauptsächlich um die Siedlungsverdichtung nach innen. Diese soll gemäss Werren aber nur dann erfolgen, wenn sie

Aufwertung der Quartiere, Steigerung der Lebensqualität – Gentrifizierung?

zu einer Verbesserung der Lebensqualität führe: «Es geht uns vor allem darum, städtebauliche Defizite auszugleichen.»

Die Verdichtung nach innen stellt das zukünftige Bern indes vor eine weitere grosse Herausforderung: Das Mehr an Stadtbewohner*innen muss nicht nur wohn-, sondern auch mobilitätstechnisch bewältigt werden. «Dazu braucht es eine andere Mobilität als heute», ist sich Werren sicher. Konkret hiesse das, den Anteil an motorisiertem Individualverkehr in der Stadt auf ein Minimum zu beschränken. Das Gewerbe wäre nach Werren jedoch zwingend weiterhin auf einen motorisierten Wirtschaftsverkehr angewiesen.

Bereits heute unternimmt die Stadt einiges, um die Leute vom Auto wegzulocken. Dazu gehört unter anderem die sogenannte «Velooffensive». Diese wurde vor fünf Jahren lanciert und hat das Ziel, den Anteil der Velos am Gesamtverkehr von 11 Prozent (2015) auf 20 Prozent (2030) zu steigern. Massnahmen dazu sind unter anderem der Ausbau der sicheren Velowege oder das Publibike-Angebot. Letzteres findet grossen Anklang: Ein Jahr nach der Lancierung absolvierten die Berner*innen 2019 bereits über eine Million Fahrten mit den Leihvelos. Weil das Unternehmen Publibike aber seit Beginn defizitär geschäftet, ist unklar, wie es in Bern nach Ablauf des Vertrags mit der Stadt 2023 weitergeht. Als mögliche Alternative dürften dann die Leih-E-Trottinets bereitstehen. Ein entsprechendes Angebot will die Stadt bereits diesen Sommer lancieren.

Der Haken? Gentrifizierung

Aufwertung der Quartiere, Steigerung der Lebensqualität – beides führt meist zur Gentrifizierung, also zur Verdrängung der wirtschaftlich Schwächeren in die Randgebiete der Agglomeration. Wie will die Stadt diesem Problem entgegenwirken? «Das ist in der Tat eine Herausforderung, der wir uns alle – die öffentliche

Hand und die Privaten – stellen müssen», sagt Stadtplaner Werren. Die städtische Wohnbaupolitik versuche dem mit preisgünstigem, genossenschaftlichem Wohnraum entgegenzutreten. Private könne die Stadt lediglich dazu ermutigen, etwa mehr Familienwohnungen oder einen Anteil preisgünstiger Wohneinheiten anzubieten. Im freien Wohnungsmarkt sei der Handlungsspielraum der Politik jedoch beschränkt.

Die Utopiestadt: ohne Miete, auf gegenseitiger Hilfe basierend, basisdemokratisch.

Stadtplanung in der Politik und visionäre Projekte sind schön und gut, doch wie können die Bewohner*innen das zukünftige Bern selbst mitgestalten? Schliesslich sind sie es, die der Stadt Leben verleihen und ihr Bild prägen. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Schon in den 1970er-Jahren stand die Idee der aktiven Partizipation der Stadtbewohner*innen im Zentrum des Schaffens von Architekt*innen an der Berkeley-Universität in Kalifornien. Ihr Buch «A Pattern Language» bietet Laien einen Werkzeugkoffer für städtebauliche und architektonische Herausforderungen. So ist etwa ein Kapitel dem Zusammenleben verschiedener Subkulturen, ein anderes dem öffentlichen Transportsystem gewidmet. Auch wenn einige dieser Lösungs-

vorschläge mittlerweile überholt sein dürften, sind viele nach wie vor aktuell wie beispielsweise die Schaffung von öffentlichen Räumen, in denen alle Platz zum Verweilen finden oder Lösungsvorschläge zur Organisation der Kinderbetreuung.

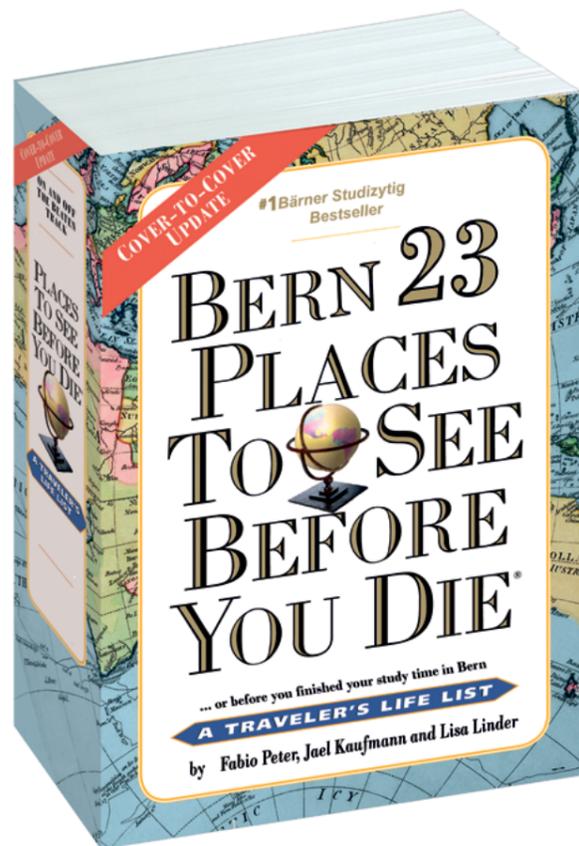
Utopien beim Gaswerk

Hat die Bevölkerung in Bern die Möglichkeit, die Zukunft der Stadt aktiv mitzugestalten? «Ja», sagt Stadtplaner Mark Werren. Zum einen gebe es die Quartierkommissionen, in denen Anwohner*innen und Interessensgruppen aus den jeweiligen Stadtteilen vertreten seien. Zum anderen würde die Bevölkerung mittels Foren und Partizipationsveranstaltungen zusätzlich zu den ordentlichen Mitwirkungsverfahren in Planungsgeschäften mit Volksabstimmung eingebunden. Auch im Bereich des Wohnungsbaus lasse man den Berner*innen die Möglichkeit zur Mitbestimmung: «Unser Ideal sind dabei auch Modelle mit selbstverwalteten Wohnanlagen.»

Noch weiter möchte das Anstadt-Kollektiv gehen. Auf dem Gaswerkareal möchte es herausfinden, wie Stadtentwicklung direkt von der Basis her aussieht. Die Utopiestadt zeigt die Möglichkeit eines alternativen urbanen Zusammenlebens auf: ohne Miete, auf gegenseitiger Hilfe basierend, basisdemokratisch. Wahrscheinlich sind das keine Visionen, die in den nächsten dreissig Jahren Realität werden. Wie es der Name schon sagt, bleibt das meiste davon wohl Utopie. Klar ist aber: Die Gesellschaft befindet sich im Wandel und damit auch das Zusammenleben in den Städten. Wie stark dies unser Stadtbild verändern wird, ist heute kaum abzuschätzen. Trotz aller visionären Zukunftsbrücken, -hochhäusern und -schwimmbädern. Klar ist nur eines: Bern verändert sich – und es ist an uns, diesen Wandel mitzugestalten. **text: noah pilloud, mathias streit**

Bern – 23 places to see before you die (or finish your study time in Bern)

Eine Brockitour, eine preiswerte Pizza, die an Geschmack kaum zu übertreffen ist oder ein Poetry-slam-Event. Unsere liebliche Hauptstadt, die trotz ihrer bescheidenen Grösse so einiges zu bieten hat, wollen wir dir mit 23 Kurzportraits etwas näherbringen. Viele Student*innen kennen auch nach mehreren Semestern die besten Hotspots noch nicht. Wir haben für dich eine Auswahl empfehlenswerter Orte zusammengestellt, die für alle Typen von Studis was bereithält.



Breitenrain

Café Fleuri

Um das Café Fleuri zu erreichen, müssen zuerst die Vegetationen der Pyrenäen, die Alpen, der Kaukasus, der Himalaya und die Rocky Mountains überquert werden. Zwischen Sukkulenten und Palmen gibt es dann die verdiente Erfrischung – mit Blick auf die Aare. Das Café mitten im botanischen Garten ist perfekt geeignet, um dem hektischen Treiben der «Grossstadt» Bern zu entfliehen und stattdessen den Pflanzen beim Wachsen zuzusehen. Ein kleiner Torbogen mit einer Treppe gleich nach der Lorrainebrücke markiert den Eingang zum botanischen Garten. Das Café Fleuri ist jeweils vom April bis im Oktober geöffnet und bietet auch Mahlzeiten an. Mehr Informationen unter www.cafefleuri.ch.

Lorraine

Zoo Bar

Die kleine, etwas versteckt gelegene Zoo Bar in der Lorraine ist ein gemütliches Kellerlokal im hinteren Teil des Quartiers. Die kleine Bar hat immer wieder ein abwechslungsreiches Programm zu bieten mit Konzerten und Pubquiz-Veranstaltungen. Ein typisches Event ist der Quizzy-Thursday, wo in Raterunden mit bis zu fünf Personen angetreten wird. Immer am letzten Freitag im Monat fand bis anhin die Spiel-Ludothek statt; einfach mit Freund*innen vorbeigehen, ein Brettspiel aussuchen und los geht's. Ab und an kommt man auch in den Genuss von Theatervorstellungen. Das Lokal ist aber eher klein und daher lohnt es sich bei solchen Veranstaltungen schon früh zu erscheinen oder sogar zu reservieren. Ein anderes künstlerisches Event ist das «offene Aktzeichnen», zu dem die Drink'nDraw Crew einlädt. Übe deine Zeichnungsfähigkeiten und tausche dich mit anderen Freizeitkünstlern aus, wie man die echten Kurven mit einem Kohlestift auf Papier bringt. Falls man eine eigene Idee für einen Event hat oder einfach einen regensicheren Ort für eine Geburtstagsparty braucht, kann die Zoo Bar auch für einen Privatanlass gemietet werden.



Foto: Marcel Rolli

Sauna Lorrainebad

Nacktwandern im Sommer war gestern. Seit zwei Jahren ist in Bern stattdessen Nacktbaden im Winter angesagt. Möglich und angenehm macht es die Sauna im Lorrainebad. Seit der dahinterstehende Verein von der Stadt Bern grünes Licht bekommen hat, betreibt er vom November bis im März eine Jurtensauna im erhöhten Teil des Freibads. Holzstege verbinden die einzelnen Jurten – eine für den Empfang, zwei zum Saunieren und eine zum Entspannen. Zwischen den Saunagängen bieten sich eine kalte Dusche, ein kurzer Sprung in die

Aare, ein Nickerchen in der Ruhejurte oder das Teetrinken in der Empfangsjurte an. Weitere Snacks und Getränke sind gegen eine Kollekte erhältlich. Mitnehmen sollte man zwei Badetücher und Pantoffeln. An einem Tag der Woche ist jeweils Frauentag. Der Eintritt ohne Rabatt kostet 20 Franken, mit der Legi beträgt er 15 Franken. Weitere Infos unter www.saunalorrainebad.ch. *Wer für sein winterliches Bad in der Aare keine Sauna braucht, kann sich natürlich auch dem Gfrörl-Club anschliessen, dessen Mitglieder von November bis April zweimal wöchentlich in die Aare hüpfen.*

Brockitour in der Lorraine

Besonders für ihre geräumigen und vollgestopften Brockis ist das Lorraine Quartier in Bern bekannt. Wer auf der Suche nach einem ausgefallenen Geschenk oder einer (Fasnachts-)Verkleidung ist oder wer einfach «neues» Geschirr und Küchengeräte für die WG sucht, kann sich in das Bermudadreieck der Lorraine-Brockis begeben. Im Dreieck zwischen «Bärner Brocki», «HIOB Brocki» und dem «kleinen Bröckli» findet fast jeder etwas, sei es nur zum Spass oder ein wahrer Schatz. Für einen Pausenkaffee und Kuchen auf der Brockitour sorgt das Bärner-Brocki Kafistübli oder das Café Kairo um die Ecke.

Drei der Porträts und eine Liste mit weiteren tollen Orten gibt es online unter www.studizytig.ch



23 places in Bern aus der Satellitenperspektive

- 1 Löscher Restaurant Bar
Viktoriastrasse 70, 3013 Bern
- 2 Café Fleuri
Altenbergrain 21, 3013 Bern
- 3 Zoo Bar
Lorrainestrasse 69, 3014 Bern
- 4 Sauna Lorrainebad
Uferweg 70, 3013 Bern
- 5 Wöschhüsli
Gerbergasse 29, 3011 Bern
- 6 Cinematte
Wasserwerkstrasse 7, 3011 Bern
- 7 5ième Etage
Mühlenplatz 11, 3011 Bern
- 8 Historisches Museum – Schlossturm
Helvetiaplatz 5, 3005 Bern
- 9 LirumLarum
Kramgasse 19A, 3011 Bern
- 10 Pizzeria da Nino
Belpstrasse 65, 3007 Bern
- 11 Musigbistrot
Mühlemattstrasse 48, 3007 Bern
- 12 Rössli Bar
Neubrückestrasse 8, 3012 Bern
- 13 Villa Stucki
Seftigenstrasse 11, 3007 Bern
- 14 Kocherpark
- 15 ZAR café*bar
Pestalozzistrasse 9, 3007 Bern
- 16 Heitere Fahne
+ Märktstand von Vivaconterra
Dorfstrasse 22/24, 3084 Wabern
- 17 Warmbächlibrache
Warmbächliweg 2, 3008 Bern
- 18 Zehendermätteli
Reichenbachstrasse 161, 3004 Bern
- 19 Bogen 17 Kiosque
Wohleibrücke, 3033 Wohlen bei Bern
- 20 «Chräbsebächli»
- 21 Bächtelen Veloreparatur
Grünaustrasse 53, 3084 Wabern
- 22 Grünenbodenweg auf den Gurten
- 23 Velofahrt durchs Gurtental

Matte und Altstadt



Cinématte

Direkt an der Aare in der Berner Matte bietet die Cinématte ein etwas anderes Kinoerlebnis. Hier kommen Filmbegeisterte voll auf ihre Kosten. Denn der Betrieb legt seinen Fokus nicht etwa auf langweilige Nullachtfünfzehn-Streifen, sondern zeigt stattdessen lieber Filme, die vom sonstigen Standardprogramm der Berner Kinos abweichen. Im Rahmen des Kino-Sommers darf das Publikum zudem selbst das Programm mitbestimmen, indem auf der Internetseite die eigenen Wünsche angeben werden können. Mit etwas Glück werden die Vorschläge in die Liste aufgenommen, über welche dann jeweils im Mai abgestimmt wird. Die meistgewählten Filme werden schliesslich im Juli und August in der Cinématte gezeigt. Auch kulinarisch hat der kleine Betrieb Grosses zu bieten. Vor oder nach dem Kinobesuch kann man sich einen Gaumenschmaus vom saisonalen à-la-Carte-Angebot bestellen oder auch einfach nur ein gutes Glas Wein in entspannter Atmosphäre geniessen. Mehr Infos unter www.cinematte.ch.

Historisches Museum – der Schlossturm

Das eindrückliche Schloss am Helvetiaplatz ist das Berner Historische Museum. Doch das Museum bietet nicht nur spannende Dauer- und Sonderausstellungen, sondern auch einen besonderen Blick auf die Berner Altstadt. Findet man die Wendeltreppe in den Schlossturm des Historischen Museums, fühlt man sich für einen Moment wie ein mächtiger Adels Herr oder

eine holde Stadtprinzessin. Ein kleiner Tipp: Den gläsernen Lift in den obersten Stock nehmen und dann nach einer Wendeltreppe Ausschau halten. Vergesst nicht für den Museumsbesuch die Legi dabei zu haben, um den Eintritt für den Student*innenpreis zu erhalten.

LirumLarum

Wo in einem anderen Jahrhundert noch saftige Rindshüfte und Wurst verkauft wurde, findet sich heute eines der gemütlichsten Cafés der unteren Berner Altstadt. In der ehemaligen Metzgerei kann man nun im grossen Schaufenster sitzen und einen Cappuccino mit hübsch und liebevoll gestalteten Milchschan oder -Herz geniessen. Für einen Samstagmorgen-Kafi vor oder nach dem Altstadtmärit-Besuch in der Münsterstrasse kann hier sowohl innen wie auch aussen auf der Gasse immer ein Kafi-Pause eingelegt werden. Wer nach dem Kafi mal kurz auf die Toilette muss, wird entgegen der Erwartungen die Treppen hoch statt runter steigen müssen und es lohnt sich.

Weissenbühl und Mattenhof

Poetryslam im Musikbistro und im Rössli

Seit einiger Zeit ist der Poetryslam eine sehr beliebte kulturelle Verköstigung, besonders für das junge Berner Stadtvolk. Das Musikbistro im Monbijou-Quartier und die Rössli-Bar in der alten Reitschule veranstalten fast das ganze Jahr durch monatliche Slams und der Andrang ist meist gross. Im Rössli ist der Event meist sehr einfach arrangiert, aber auch schnell voll. Hier setzt man sich aber auch ohne lange zu faseln auf den Boden um den Poet*innen zu lauschen. Wer es etwas eleganter mag, findet im Musikbistro an einem der Holztische Platz für einen lyrischen Abend voller Witz und Gesellschaftskritik. Es lohnt sich jeweils etwas früh vor Ort zu sein, da beide Lokale begrenzt Platz haben. Mehr Infos unter www.sous-lepont-roessli.ch und www.musikbistro.ch/kultur/#program.

ZarBar

Seit bald acht Jahren belebt die wahrscheinlich kleinste und zugleich charmanteste Bar Berns das Mattenhofquartier. In einer Gegend, in der hauptsächlich gewohnt wird, bieten die 17 Quadratmeter einen wichtigen Ort für den sozialen Austausch und die Kultur. Findet ein Konzert statt, werden die freien Quadratmeter auch mal weniger und die Gäste mehr – wer dann draussen vorbeigeht, erkennt die Bar am beschlagenen Fenster. Im Sommer dehnt sich die Bar dank einer kleinen Terrasse fast auf das Doppelte aus, wobei sich die Quartierbewohner*innen auf die wenigen kleinen Tische draussen verteilen. Der beschränkte Platz lädt dazu ein, ihn zu teilen und mit anderen ins Gespräch zu kommen oder sich entspannt an eine der kleinen Steinmauern zu lehnen, die die Terrasse umgeben. Mit dem Cäcilienplatz ganz in der Nähe und der Gelateria di Berna nebenan lohnt es sich, das sommerliche Flanieren mal ins Mattenhofquartier zu verlegen. Mehr Infos zur ZarBar auf www.zarbar.ch oder auf Facebook.



Etwas ausserhalb

Velofahrt/Spaziergang durchs Gurtental

Wer gerne mit dem Velo unterwegs ist und doch nur eine kurze Route zum Kopfdurchlüften während Prüfungszeiten braucht, dem empfehlen wir eine Rundfahrt durch das Gurtental. Mit dem Velo von Bern nach Kehrsatz sind es ca. 20 Minuten (je nach Rennvelo/Drahtesel). Von der BLS-Station Kehrsatz Nord folgt man der Zimmerwaldstrasse leicht den Hang hinauf und biegt dann rechts in die Talstrasse ein. Diese idyllische Strasse führt einen hinter dem Berner Hausberg durch eine friedliche Landschaft ohne eine Spur von Stadtstress weit und breit. Dem Strassenverlauf folgend findet man sich nach einer knappen halben Stunde in Schliern/Köniz wieder und kann die Hauptstrasse zurück ins Berner Stadtzentrum hinuntersausen. Viel Spass beim «tschauptä»!

Bogen17 Kiosque

Mutige Personen, die sich aus dem Stadtkern von Bern hinauswagen, werden am Wohlensee belohnt: Unter der Wohlei-Brücke kann man während den Sommermonaten den «Kiosque Bogen17» entdecken. Nur ein Katzensprung von Bern entfernt, verwehnt die junge Bogen17-Crew ihre Gäste in diesem gemütlichen Openair-Beizli mit regionalen Gerichten und feinen Getränken. Die kleine Oase lädt jeden dazu ein, sich quer durch die Menükarte zu probieren. Bei heissen Sommertemperaturen ist es aber nicht nur empfehlenswert im «Boge» ein kühles Getränk oder eine feine Glace zu geniessen, sondern auch ein Sprung in den Wohlensee ist ein absolutes Muss. Die lockere Atmosphäre verführt zum Verweilen im Bogen17 bis in die späten Abendstunden.

Krebsbach Elfenau

«Z'Chräbseächli» ist gar nicht so vielen Berner*innen ein Begriff. Der kleine Bach unterhalb der Orangerie im Elfenauquartier grenzt an die Aare und bietet links und rechts von seinem Geplätscher Platz zum Grillieren oder Sonnen. Gerade im Sommer findet man hier einen hübschen Liegeplatz gleich neben der Aare und ausnahmsweise mal nicht im Eichholz oder im Getümmel des Marzililbades.



Wabern

Heitere Fahne und Märitstand von Vivaconterra

Das Kulturlokal Heitere Fahne in Wabern gibt es seit 2013. Der soziale und integrationsfördernde Betrieb hat sich zum Ziel gesetzt, einen Ort zu schaffen, der für Menschen jeden Alters mit und ohne Behinderung etwas im Angebot hat. Zu seinem Motto gehört die Aussage: «Wir versuchen uns in der Kunst, eine lebensbejahende Gesellschaft zu machen – auch die Gesellschaft von morgen». Immer wieder gibt es Konzerte, Theater, Yogakurse oder vegane Sonntagsbrunchs zu besuchen. Das Team der Heiteren Fahne lässt sich ständig etwas einfallen, um das Leben vieler Menschen bunter zu machen. Im Sommer findet jeweils das «Gugus-Gurten» statt, ein von der Heiteren Fahne veranstaltetes Festival, das dem grossen kommerzialisierten Gurtenfestival gegenübersteht. Immer mittwochs von 08-18 Uhr kann am kleinen Märitstand des Projekts Vivaconterra neben der Heiteren Fahne wildes Gemüse* abgeholt werden. Der Märitstand verschreibt einen Richtpreis, an dem sich jede/r selbst orientieren kann, wie viel sie/er für das wilde Gemüse bezahlen will. *Der Begriff «Wildes Gemüse» beinhaltet die Vielfalt an Eigenschaften des Gemüses, welches auf Grund der Norm nicht dem konventionellen Markt entspricht. Weitere Informationen unter www.dieheitererfahne.ch.

Holligen

Warmbächlibrache

Zwischen Bahngleisen und der Tramhaltestelle Schlossmatt befindet sich eine kleine Steinwüste und in dieser kleinen Steinwüste eine noch kleinere Oase, die Warmbächlibrache. Wo einmal Kehrriech verbrannt wurde und in Zukunft 250 Genossenschaftswohnungen entstehen sollen, finden seit 2016 Konzerte und Festivals, Theater und Zirkusaufführungen, Turniere, Public-Viewings und vieles mehr statt. Wer möchte, kann zudem mit dem Verein Warmbächlibrache eine eigene Veranstaltung auf die Beine stellen. Mit viel Liebe wurde ein Ort geschaffen, der zum Entdecken, Kreativwerden und Verweilen einlädt. Nachdem der Saisonstart der Warmbächlibrache wegen des Corona-Virus ins Wasser gefallen ist, dürfte der Sommer und Herbst umso heisser werden – schliesslich kommt die Zwischennutzung am 15. September 2020 zu einem definitiven Ende. Das Programm der Warmbächlibrache auf der Internetseite www.brache.ch/agenda.

text: lisa linder, fabio peter, jael kaufmann

Bern: Ctrl. C, Ctrl. V

**Bern ist einzigartig – wobei: nicht ganz.
Die Geschichte New Berns oder wieso
die Zytglogge heute in Amerika steht.**

Christoph von Graffenried hatte Schulden. Ziemlich viele Schulden sogar. Die Schweiz, so wie wir sie heute kennen, war zu Beginn des 18. Jahrhunderts bloss ein loser Staatenbund, die Machtinteressen der einzelnen Mitglieder herrschten vor. In England, so erhoffte er sich, werde ihm das Glück hingegen günstiger gesinnt sein. So machte sich Graffenried aus dem Staub und verliess seine Heimatstadt Bern. Ganz heimlich, so dass ihn seine Kreditoren

nicht aufhalten könnten. Seine Geschäfte – und seine Schulden – liess er zurück bei seinem wohlhabenden Vater.

Jedoch blieb der erhoffte Durchbruch auch in London aus und nach zwei Jahren ohne finanziellen Erfolg richtete er seinen Blick auf ein noch ferneres Ziel: Amerika! Durch einen Bekannten aus der Schweiz hörte er von den Möglichkeiten, welche die neue Welt ihm zu bieten hatte. Freiheit, fruchtbares Land, reger Handel

und vor allem – prall gefüllte Silberminen. Es war ein Leichtes, Unterstützung für sein Vorhaben zu erhalten. Wirtschaftlich versprach man sich hohe Renditen und so beteiligte sich unter anderem die Bernische Aktiengesellschaft Ritter & Company, welche bereits ein paar Jahre zuvor in Virginia in ein Projekt investiert hatte.

Selbst von der britischen Krone wurde Graffenried gefördert. Die Kronkolonie Carolina, heute geteilt in

Der New Berner Bär, der die Strassen des Städtchens säumt. Foto: Melchior Blum



North und South Carolina, hatte eine eigene Verfassung und ein Parlament, doch es lebten dort bisher hauptsächlich Ureinwohner*innen. Deshalb war jedes Unternehmen, welches die englische Präsenz auf dem Kontinent markierte, willkommen. So erklärt es sich denn auch, dass das Gesuch der Bernischen Regierung um eine unabhängige Kolonie für Berner und Bernerinnen von der britischen Königin dann doch entschieden abgelehnt wurde, da sie kein Hoheitsgebiet abgeben wollte. Auch später wird Graffenried noch die Unfähigkeit Berns lamentieren, entfernte Länder «colonieren» zu können, da es schliesslich keine Seemacht sei.

Dennoch vereinbarte der Bernische Rat mit Graffenried, dass dieser auf seiner Reise 170 Berner*innen mitnehmen würde, darunter 50 «untreue Untertanen» – Täufer*innen – denn anders als in Amerika war in Europa die Religionsfreiheit noch lange keine Selbstverständlichkeit. Wie es sich traf, befanden sich zurzeit auch eine grosse Menge an Flüchtlingen aus der deutschen Pfalz in London, die vor dem Spanischen Erbfolgekrieg Zuflucht fanden. Diese wurden für die Regierung immer mehr zur Belastung, und Graffenried erhielt deshalb weitere finanzielle Unterstützung, damit er 650 Pfälzer*innen mitnahm. Während Graffenried noch auf die Nachzügler*innen aus Bern wartete, stach im Januar 1710 der erste Teil der Flotte in See.

Der amerikanische Albtraum

Auf was Graffenried im Herbst desselben Jahres stiess, nachdem er mit seinen Bernern und Bernerinnen in North Carolina ankam, war in seinen Worten ein unbeschreibliches Elend. Während seine Überfahrt problemfrei verlief, kämpften die Pfälzer*innen mit Unwetter, hatten zu wenig Proviant und wurden zu allem Unglück noch von französischen Freibeutern geplündert. Bevor sie ihre Siedlung gründen konnten, so Graffenried, kamen deshalb beinahe die Hälfte der Einwander*innen um. Schliesslich siedelten sie sich in der Mündung zwischen den beiden Flüssen Neuse und Trent an und bei der verspäteten Ankunft Graffenrieds wurde formell New Bern gegründet. Da sein Name auf dem amerikanischen Kontinent noch in gutem Ruf stand, konnte er erneut Kredite aus dem benachbarten

«Als der Krieg mit dem Sieg des Nordens endete, blieb New Bern ein Hub für die schwarze Bevölkerung, welche hier ihre eigene Gemeinschaft aufbaute.»

Virginia und Pennsylvania aufnehmen, um seinen Bürger*innen die notwendigsten Güter zu verschaffen. Und tatsächlich, bald schon blühte die kleine Siedlung auf und Graffenried beschreibt, dass sie nach kurzer Zeit in vielem fortschrittlicher waren als die englischen Kolonialist*innen, die bereits seit vier Jahren auf dem Kontinent lebten.

«Auch später wird Graffenried noch die Unfähigkeit Berns lamentieren, entfernte Länder «colonieren» zu können, da es schliesslich keine Seemacht sei.»

Doch Amerika war kein «Virgin Land». An der Stelle des neu gegründeten New Berns befand sich zuvor das Irokesendorf Chattoka. Einige seiner Berater empfahlen Graffenried, sie gewaltsam zu vertreiben, doch der Berner entschied sich für eine diplomatischere Lösung. Für ein paar Flaschen Schiesspulver und Blei erwarben sie das Stück Land, worauf die Ureinwohner*innen sich weiter flussaufwärts ansiedelten. Doch der Frieden währte nicht lange und es kam immer wieder zu Auseinandersetzungen mit dem Irokesenstamm. Schliesslich wurde auch Graffenried selbst zum Gefangenen der

Ureinwohner*innen, doch während sein englischer Begleiter zum Tode verurteilt wurde, wurden ihm und seinem afrikanischen Sklaven nach Wochen der Gefangenschaft die Fesseln wieder gelöst.

Die kriegerischen Handlungen mit den Eingeborenen und auch interne Konflikte zwischen den Regenten von North Carolina strapazierten die Kolonie sehr. Seinen Bitten um Geld nach Bern wurden nicht stattgegeben, es schienen weder Mittel noch Vertrauen in ihn vorhanden zu sein. Entrüstet beschreibt Graffenried deshalb, er hätte sich von Anfang an besser mit geschäftstüchtigen Leuten in England verbinden sollen. Und auch statt den vollen Silberminen traf er nur auf leere Versprechen, denn von denen bekam Graffenried nie etwas zu sehen. Da er zuletzt auch den Kredit, den er in Amerika aufgenommen hatte, nicht mehr zurückbezahlen konnte, floh er vier Jahre später zurück in die Alte Welt, wo er bis zu seinem Tod blieb. Begraben ist er in der Familienkapelle in Worb.

Mit dem Bus nach New Bern

229 Jahre nachdem der erste Grundstein gelegt wurde, im Jahr 1939, beschreibt der Schweizer Fotograf Paul Senn in der Berner Woche seine Reise nach New Bern. Das klinge schon «recht eigenartig, wenn man stundelang durch die Urwälder von Nordamerika fährt, und schliesslich abends nach «Bern» kommen soll». Doch der Kulturschock beginnt erst: in seinem Reisebericht lässt sich offensichtlich herauslesen, dass die vielen afroamerikanischen Bewohner*innen New Berns einen besonderen Eindruck auf ihn machen mussten. Ein Zeitungsartikel aus derselben Zeit schätzt den Anteil der afroamerikanischen Bevölkerung New Berns auf 55%. Zum Vergleich, in derselben Zeit gab es in der Schweiz praktisch keine afrikanischstämmige Bevölkerung.

Es wird deutlich, dass mittlerweile auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans viel geschehen ist. Während New Bern 1776 Teil der unabhängigen USA wurde, wurde 1798 die französische Revolution in die Schweiz exportiert. Im Sonderbundskrieg von 1847, zweifelsohne prägend für die weitere Entwicklung des Schweizer Bundesstaates, starben circa 150 Menschen. Der amerikanische Sezessionskrieg von 1860-65 forderte hingegen über eine halbe Million direkte und indirekte Todesopfer und führte zur Abschaffung der Sklaverei in den USA. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte sich New Bern zur grössten Stadt North Carolinas und spezialisierte sich auf den Handel mit Waren und Sklaven für die Plantagenwirtschaft, wie sie in den Südstaaten betrieben wurde. Als der Amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, wurde die Stadt schon relativ früh bei der Schlacht um New Bern von den Unionstruppen eingenommen. Am Ufer des Flusses Trent wurden Flüchtlingslager aufgestellt, welche bis zu 10'000 befreite Sklav*innen beherbergten. Als der Krieg mit dem Sieg des Nordens endete, blieb New Bern ein Hub für

«Erst 1891, als eine Delegation aus New Bern zur Feier des 700-jährigen Jubiläums «Old Berns» in die Schweizer Bundesstadt kam, wurde der Kontakt wiederaufgenommen.»

die schwarze Bevölkerung, welche hier ihre eigene Gemeinschaft aufbaute. Statt dem Sklavenhandel wurde die Verarbeitung und der Handel mit Holz zum wichtigsten Wirtschaftszweig der Stadt.

Obwohl die Sklaverei abgeschafft wurde, war man jedoch noch weit entfernt von der Gleichstellung. Bei Senns Besuch 1939 wurde die Rassentrennung strikt durchgesetzt und die schwarze Bevölkerung hatte kaum gesellschaftliche oder politische Rechte. Im damaligen Stadtführer New Berns wird sie mit keinem Wort erwähnt. Ein anderer Artikel in der Berner Woche beschreibt: «Sie werden zwar gut behandelt, aber als so etwas wie



Eine 49 Meter hohe Nachbildung der Berner Zytglogge, die 2010 in Berne, Indiana eingeweiht wurde. Foto: Chris Flook

höhere Haustiere angesehen.» Zwischen der schwarzen und der weissen Bevölkerung der Stadt befand sich eine tiefe Kluft.

Senn, der New Bern mit der Absicht besuchte, die Stadt seiner Berner Leserschaft näherzubringen, fokussierte deshalb vorzugsweise auf das Vertraute, oder versuchte im Fremden das Bekannte zu entdecken. So wollte er im Kirchturm

die Zytglogge wiedererkennen, die villengesäumte Einfahrtsstrasse war für ihn die Muriallee und sogar der Stadtpräsident New Berns schien dem Berner Stadtpräsident zu gleichen. Ganz konsequent beschreibt er die Leute, mit denen er interagiert, als Berner und Bernerinnen und selbst die afro-amerikanische Bevölkerung nannte er, zum heutigen Fremdschämen, «Berner Neger».

Bern ist überall

Doch wie sehr sich Paul Senn auch bemühte, so scheint New Bern vergleichsweise wenig mit seiner schweizerischen Vergangenheit zu verbinden. Einen

Blick zurück auf die Gründungsjahre lässt vielleicht schlussfolgern, dass es doch absehbar gewesen sei. Schliesslich türmte der Gründer nach vier Jahren und auch bei der Besiedelung waren weitaus mehr Leute aus der Pfalz als Emigrant*innen Berns dabei.

Tatsächlich ging auch in Bern das Vorhandensein der Tochterstadt in North Carolina in Vergessenheit. Erst 1891, als eine Delegation aus New Bern zur Feier des 700-jährigen Jubiläums «Old Berns» in die Schweizer Bundesstadt kam, wurde der Kontakt wiederaufgenommen. Die Amerikaner*innen waren so imponiert vom Wappen und den Farben Berns, dass sie diese direkt für ihr Städtchen übernahmen. Heute zieren sie selbstbewusst die Strassen New Berns, doch anders als in der Schweiz fehlt dem Bären sein Geschlechtsorgan. Das kann man natürlich dem amerikanischen Puritanismus zuschreiben, aber – noch einfacher – vielleicht handelt es sich einfach um eine Bärin?

Trotz der Wiedereinführung des Wappens blieb jedoch in New Bern wenig der Bernischen Tradition vorhanden. Anders sieht das zum Beispiel in Berne, Indiana aus. Denn als Senn 1939 noch scherzte, in New Bern wolle man den Bärengraben nachbauen, sobald genug Geld da wäre, so nahm man das in Indiana durchaus ernst. 2010 wurde eine beinahe grösstentreuere Kopie der Berner Zytglogge auf dem Dorfplatz errichtet. Die Siedlung wurde 1852 von bernischen Auswander*innen gegründet und ist heute bekannt für ihre amische Bevölkerung, welche tatsächlich noch oft Berndeutsch spricht. **text: melchior blum**

Safari durch Bern

Das Projekt «StadtWildTiere» will die Bevölkerung auf die tierischen Mitbewohner in der Stadt Bern aufmerksam machen. In der Bundeshauptstadt leben nämlich erstaunlich viele Arten – ähnlich viele wie in einem durchschnittlichen Wald. Diese Vielfalt benötigt unseren Schutz und unseren Respekt.

Die menschliche Welt ist voller Grenzen. Für Tiere gilt das nicht: Sie fliegen, schleichen oder kriechen unbewusst über Landes-, Kantons- und auch über Stadtgrenzen. Die Natur durchdringt die Städte – ohne dass der Mensch das merkt. Wie auch in anderen Schweizer Städten ist die Artenvielfalt in der Stadt Bern beachtlich. Eine Stadt mag kein Naturparadies sein, aber mit ein wenig Aufmerksamkeit kann man zwischen der ganzen Hektik in Bern jede Menge Tiere beobachten.

In der Stadt Bern sind einige tausend Tierarten zu Hause.

Stadtdschungel Bern

Weil viele Wildtiere versteckt oder nachtaktiv leben, nimmt sie die Stadtbevölkerung kaum wahr. Tatsächlich ist ihre Anzahl aber beträchtlich: Die Fachstelle Natur der Stadt Bern schätzt, dass einige tausend Tierarten in Bern zu Hause sind.

Die Lebensräume in der Stadt sind vielfältig. Grüne Gebiete wie Parks, Wiesen oder Gärten bieten nicht nur den Menschen, sondern auch wildlebenden Tieren einen Lebensraum. Sie suchen hier nach Nahrung, haben ihre Schlafplätze und pflanzen sich fort. Verbindungsstücke wie begrünte Strassenborde sind für viele Tiere wichtig, um von einem Park oder Garten in den nächsten zu gelangen. In Bern ist die Aare, welche sich durch die Stadt schlängelt, ein willkommener Pfad. Entlang ihres Ufers finden sich immer wieder tierische Stadtbewohner.

Leben mit Hürden

Nicht nur Grünstreifen und Parks bieten Lebensraum für Wildtiere, einige – wie Vögel oder Marder – nutzen auch Gebäude als Unterschlupf. Trotz dieser vielfältigen Lebensräume ist das Stadtleben für die Tiere nicht immer einfach. Die Städte werden immer dichter bebaut, Grünflächen und Unterschlüpfen werden zunehmend weniger. Immer wieder sterben zudem Tiere im Strassenverkehr. Viele haben jedoch gelernt, auf den Verkehr zu achten. So zum Beispiel der Igel: Er hält an einer Strasse an und legt seine Stacheln zurück. Dies ist ein Zeichen, dass der Igel lauscht. Erst wenn die Luft rein ist, wagt er sich an die Überquerung. Strassen sind aber nicht das einzige Hindernis: Auch Zäune und Mauern sind für die Tiere vielfach schwer zu überwinden.



Stadtfuchs

Dieser Rotpelz tappte in der Schosshalde beim Paul Klee Museum in eine Fotofalle. Der Fuchsbestand in der Schweiz ist seit den 1980er Jahren stetig angestiegen. Da Füchse territorial leben und auf dem Land viele Territorien besetzt sind, haben sie auch Städte besiedelt. Für Füchse ist der Siedlungsraum ein ausgezeichneter Lebensraum: Die Tiere sind Allesfresser. Fallobst und Regenwürmer gehören genauso zu ihrer Nahrung wie die Abfälle von Menschen. Ab Mai sind die jungen Füchse in den Quartieren unterwegs. Foto: Janosch Hirzel / stadtwildtiere.ch

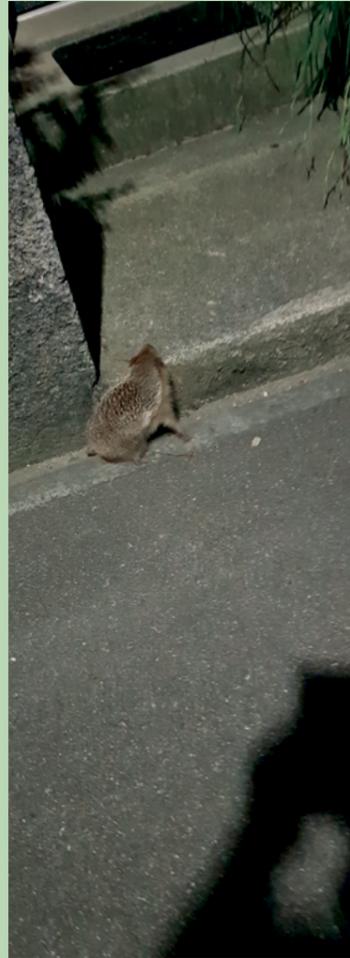
Um Wildtiere in Schweizer Städten zu untersuchen, wurde das Projekt «StadtWildTiere» ins Leben gerufen.

Das Projekt der Stadtwildtiere

Um Wildtiere in Schweizer Städten zu untersuchen, wurde das Projekt «StadtWildTiere» ins Leben gerufen. Dabei werden Beobachtungen von Stadtwildtieren zusammengetragen und dokumentiert. Die Bevölkerung nimmt dabei eine wichtige Rolle ein: Sie kann mithelfen und melden, wenn sie ein Tier gesichtet hat. Auf der Website «stadtwildtiere.ch» oder mit der App «WildTiere», kann jede*r die eigenen Beobachtungen melden. Wenn ihr also das nächste Mal ein Wildtier sieht, könnt ihr die Beobachtung eintragen. Sie wird dann auf einer grafischen Karte auf der Webseite des Projekts erscheinen. Auf dieser Karte sieht man genau, wo und wann jemand ein bestimmtes Tier gesichtet hat. Oftmals werden die Sichtungen zu-

sätzlich mit einem Handy-, Kamera- oder Fotofallenbild festgehalten. Alle Fotos in diesem Artikel stammen von Beobachtungen der Bevölkerung, die beim Projekt gemeldet wurden.

Das Ziel des Projekts «StadtWildTiere» ist es, auf die unbemerkte Artenvielfalt in Bern und anderen Städten aufmerksam machen. Denn nur was man kennt, kann man auch schützen, so der Hintergedanke. Die gesammelten Daten bieten zudem die Grundlage, die Wildtiere in der Stadt gezielt zu fördern. Finanziert wird das Projekt via Spenden von Privatleuten, Organisationen und Stiftungen. In Bern wird das Projekt von der Fachstelle Natur und Ökologie (Stadtgrün Bern) zusammen mit mehreren Partnerorganisationen getragen. **text: mirjam klaus**



Sympathieträger im Stachelkleid

Bei der Gelateria di Berna im Breitenrain wurde dieser Igel entdeckt und mit dem Handy abgelichtet. Neben den Beobachtungen des Projekts «StadtWildTiere» gibt es noch eine weitere Methode, um genauere Informationen über die Verbreitung von Igel in Bern zu erhalten: Es werden sogenannte Spurentunnel aufgestellt. Sie werden entlang von Hecken und Gärten installiert. Geht ein Igel durch so einen Tunnel, hinterlässt er seine Fussabdrücke, die fast wie kleine Menschenspuren aussehen. Foto: Marcel Studer / stadtwildtiere.ch



Einst ausgerottet – heute auf dem Vormarsch

Dieser Biber wurde bei der Lorrainebrücke an der Aare während seinem Nachtessen abgelichtet. Der Nager war in der Schweiz ausgerottet. Seit seiner Wiederansiedlung um 1950 breitet er sich aber wieder aus. Seit 2008 hat sich die Biberpopulation im Kanton Bern mehr als verdoppelt. Auch vor der Stadt macht er nicht Halt. Foto: Kay Lucek / stadtwildtiere.ch



Dachse gegen Food Waste

Diese Dachse wurden im Gryphenhübeli an der Muristrasse gesichtet. Normalerweise ernähren sie sich von Würmern, Insekten und Beeren. In der Stadt suchen sie manchmal aber auch nach Essensresten im Abfall der Menschen. Foto: Tobias Reinhard / stadtwildtiere.ch

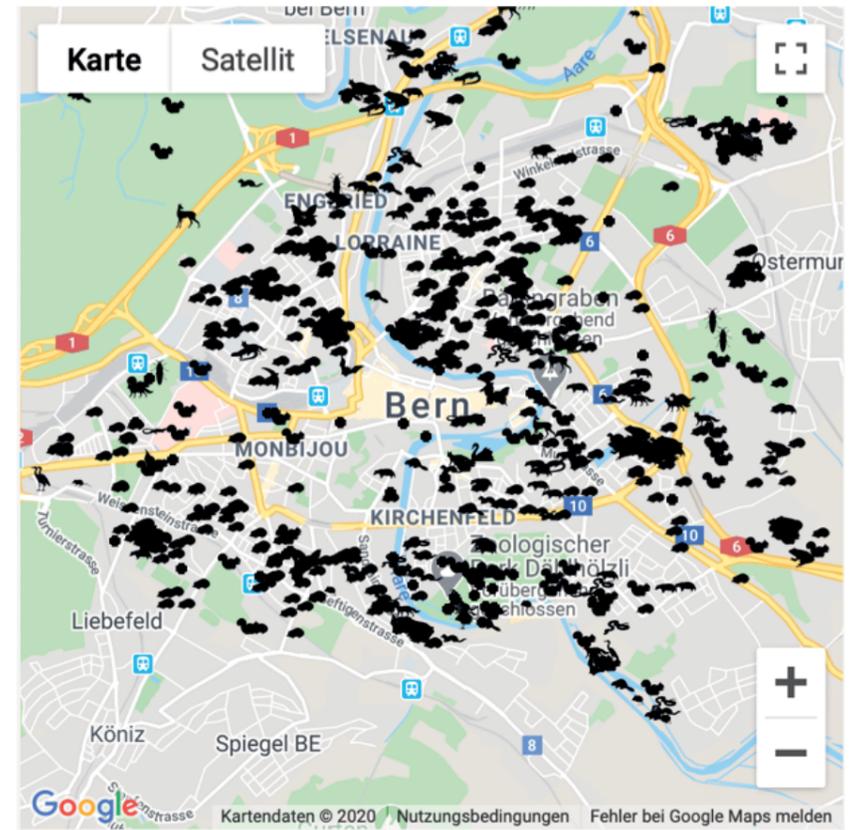


Fledermaus sucht Ruheplatz

Die Parkterrasse beim Hauptgebäude der Universität Bern hat sich diese Fledermaus als Schlafplatz ausgesucht. Die Insektenfresser sind nachtaktiv und schlafen tagsüber in Nischen an Gebäuden oder in Höhlen an Bäumen. Nachts fliegen sie der Aare entlang oder jagen Insekten an Strassenlampen, in Parks und Gärten. In der Stadt Bern leben 14 von 30 schweizerischen Fledermausarten. Foto: B. M. Frey / stadtwildtiere.ch

Fledermaus zu Zeiten von Corona

Wenn man momentan eine Fledermaus sieht, kann man schon eine Gänsehaut bekommen. Muss man hier in Bern Angst vor unseren Fledermäusen haben? Ich habe beim Biologen und Fledermaus-Spezialisten Marco Moretti von der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL nachgefragt.



Auf einer interaktiven Karte sind alle Wildtier-Beobachtungen eingezeichnet. Foto: stadtwildtiere.ch

Er schliesst aus, dass unsere Fledermäuse in der Schweiz das Corona-Virus haben oder übertragen können. Sie hätten aber wie alle Organismen andere Viren und Krankheitserreger, die theoretisch auf andere Organismen übertragen werden können. Moretti betont aber, dass die Tiere völlig ungefährlich sind, wenn man sie oder ihre Hinterlassenschaften nicht mit blossen Händen anfassen. Es sind wir Menschen, die wie im Falle des Corona-Virus immer näher an die Tiere heranrücken, sei es, weil wir ihre natürlichen Lebensräume zerstören oder sie auf Wildtiermärkten handeln. Dadurch kommen wir in Kontakt mit ihren Krankheiten.

Was wir jetzt brauchen, so Moretti, ist mehr Sympathie für Wildtiere, gerade auch für solche wie die Fledermäuse. Wir sollten die Tiere einfach nicht stören. Es sei sehr wichtig, dass wir Wildtiere mit Abstand und Respekt behandeln.



Herrscher des Luftraums über Bern

Beim Berner Rathaus an der Aare wurde ein Schwarm Alpensegler gesichtet. Die Vogelart ist in der Schweiz geschützt. Sie verbringen fast ihr ganzes Leben in der Luft. Sogar schlafen können sie im Flug. Nur zum Brüten brauchen sie Boden unter den Füßen. Sie profitieren vom Menschen, denn Nischen in Häusern sind geeignete Brutplätze. Jedes Jahr kehren sie zum gleichen Brutplatz zurück. Wird ein Haus mit Nistplatz umgebaut, ist das für die Vögel ein Problem. Foto: Renée Felber / stadtwildtiere.ch

«Als Stapi habe ich weniger Einfluss, als viele denken.»

Alec von Graffenried ist Berns erster grüner Stadtpräsident. Mit der *bärner studizytig* sprach er über das Studium in den Achtzigern, die ominöse Burgergemeinde und worüber er sich in der Politik aufregt.



är isch vom amt ufbotte gsy

Was bedeutet Bern für Sie?

Alles. Ich bin nie von Bern weggekommen. Hier bin ich aufgewachsen, hier habe ich studiert und hier lebe ich noch immer.

Geboren sind Sie aber in Chur. Was hat sich verändert, seit Sie 1965 als Dreijähriger nach Bern kamen?

Die Stadt ist viel lebendiger als noch zu meiner Jugendzeit. Seit ich Stadtpräsident bin, habe ich noch mehr Kontakt zu den Bernerinnen und Bernern und bekomme mit, was in den Quartieren läuft und wie engagiert die Leute hier sind. Die Lebensqualität hat sich seit meiner Jugend deutlich verbessert.

In den Achtzigern haben sie während acht Jahren an der Universität Bern Jus studiert. Waren die Studentenpartys damals wilder als heute?

Da fehlt mir der Vergleichswert dazu, wie es heute ist (lacht). Ich denke aber, dass heute viel mehr los ist als damals. Wenn wir in den Ausgang wollten, hatten wir viel weniger Möglichkeiten. Die Restaurants schlossen alle bereits um 23.30 Uhr, am Samstag eine Stunde später. Danach bekam man nur noch in der Glocke eine Pizza.

Und in den Clubs?

Auch da war nicht viel los. Die gestylten Discos sagten uns nichts. Sonst gab es einmal im Monat ein teures Konzert im Bierhübeli oder das ISC, wo ein- bis zweimal im Monat etwas lief. In den Achtzigern kam dann die Reitschule mit vielen illegalen Partys und Bars, die meist kurzfristig organisiert wurden. Heute würde man von Pop-Up-Partys sprechen.

Und wie haben Sie sich den Ausgang finanziert?

Ich habe während meiner Uni-Zeit stets gejobbt. Und zwar meist Dinge, die überhaupt nichts mit dem Studium zu tun hatten. Mal war ich Gerüstbauer, Kellner, mal Chauffeur und einmal Magaziner im Zähringer-Migros. Mein Highlight war aber die Zeit, als ich für eines der ersten Berner Lokalradios als Redaktor tätig war. Damals in den Achtzigern entstanden die ersten freien Radiostationen und das Ganze hatte einen richtigen Pionierzeit-Groove.

«Ich führe das Leben eines 57-jährigen Familienvaters, ich lebe in ganz anderen Sphären als die Jugend.»

Heute sind eher die Sozialen Medien angesagt. Sie brauchen dort Hashtags wie #zämegeits und sind auf Facebook und Twitter aktiv. Reicht das, um die Jungen zu erreichen?

Wohl eher nicht. Für mich ist es schwierig, die Jungen zu erreichen. Ich führe das Leben eines 57-jährigen Familienvaters, ich lebe in ganz anderen Sphä-

ren. Am ehesten habe ich Kontakt zur organisierten Jugend wie beispielsweise dem Kinder- und Jugendparlament oder dann in Bildungseinrichtungen. Und ja, an den YB-Matches, die sind auch generationenverbindend.

Die Jungen waren zuletzt politisch sehr aktiv. Werden Sie als Stadtpräsident den Forderungen der Klimajugend gerecht?

Offensichtlich nicht. Deshalb lassen sie ja auch nicht locker. Für die Jungen handeln wir Politikerinnen und Politiker immer zu langsam. Das geht aber nicht nur ihnen so: Auch ich rege mich oft darüber auf, dass politische Veränderungen so schwerfällig sind. Städte sind aber weiter als die Bundespolitik, wo für grüne Anliegen oft die Mehrheiten fehlen. Deshalb sollte die Klimajugend noch enger mit den Städten zusammenarbeiten.

Was ist in Städten anders, abgesehen von der politischen Gesinnung?

Die Städte sind weltweit die Innovationstreiber, sie unterstützen die Nachhaltigkeit, die UNO und tragen die Folgen der weltweiten Migration. Bern hat den Vorteil, dass die Stadt relativ klein und übersichtlich ist. Die Wege sind kurz, auch in der Politik. Das bietet die Chance, Probleme schnell und unbürokratisch zu lösen. Das ist aber nicht immer möglich.

Haben Sie ein Beispiel?

Den ehemaligen Parkplatz auf der Schützenmatte wollten wir mit einer Zwischennutzung beleben. Obwohl die Idee gut ankam, blockierten Anwohner das Projekt mittels Einsprachen. Am Ende blieb den Zwischennutzern nichts anderes als der Rückzug. Das nervte mich sehr.

Abgesehen davon: Wie viel politischen Einfluss haben Sie als Stadtpräsident überhaupt?

Wohl weniger, als viele denken. Bei Ausgaben bis zu 300'000 Franken liegt die Entscheidungskompetenz bei der Stadtregierung. Bei höheren Ausgaben entscheidet automatisch der Stadtrat, ab 8 Millionen obligatorisch die Bevölkerung mittels Abstimmung.

Ihre Einflussmöglichkeiten beschränken sich aber kaum auf Ihre Budgetkompetenzen.

Nein. Am meisten Einfluss habe ich wohl mit «soft power», also dem was ich sage und ausstrahle. Als Stadtpräsident hat man da eine gewisse öffentliche Wirkung. In diesem Bereich war mein Vorgänger Alex Tschäppät sehr stark. Das bedingt aber, dass man vielerorts und oft präsent ist. Ich kann nicht abends um 18 Uhr sagen: «Tschüss, jetzt ist Privatleben, ich gehe nach Hause».

Das dürfte in Ihrer Zeit als Nationalrat nicht anders gewesen sein. Wieso wechselten Sie 2015 von der nationalen Politik zurück auf die Gemeindeebene?

Hauptsächlich aufgrund der Doppelbelastung. Nebst meinem Amt als Nationalrat war ich beruflich in einem Baukonzern engagiert. Beides zusammen ging nicht mehr.

Trotzdem liess Sie die Politik nicht los.

Nein. Bereits ein Jahr nach dem Rücktritt ergab sich die Möglichkeit zur Kandidatur für das Stadtpräsidium. Als Berufspolitiker bin ich nun voll auf die Stadt fokussiert. Gemeindepolitik hat zudem den Vorteil, dass man einen direkteren Bezug zu den Projekten hat und sofort Feedback erhält. Die Bundespolitik ist da viel abstrakter.

Jetzt sind Sie seit drei Jahren im Amt. Wie weit sind Sie mit Ihren Wahlversprechen, die Stadt belebter, nachhaltiger und gesünder zu machen?

Mit Ausnahme der Corona-Zeit ist die Stadt belebter und kulturell wurde

«Ich kann nicht abends um 18 Uhr sagen: ‹Tschüss, jetzt ist Privatleben, ich gehe nach Hause.›»

das Angebot breiter. Auch in der Stadtentwicklung ist viel passiert. In einem anderen Projekt, der Fusion mit Ostermündigen und weiteren Nachbargemeinden bremste uns das Corona-Virus vorerst aus.

Ist Corona das Einzige, was solche politischen Prozesse bremst?

Ich denke, das ist auch eine Mentalitätsfrage. In der Schweiz sind wir oft angstgesteuert und grundsätzlich einer

Nullfehler-Politik verhaftet. Dadurch trauen wir uns auch nicht, etwas auszuprobieren. Dieses Sicherheitsdenken stelle ich auf allen Ebenen fest – in der Politik und auch bei uns allen persönlich.

Was sind die Folgen davon?

Wir versuchen zu stark, Altes zu bewahren. Das ist so, weil es uns so lange gutging. Aber das Gute bewahren können wir nur, wenn wir uns ständig verändern. Gerade die Digitalisierung bringt enorme



Chancen, uns als Gesellschaft weiterzuentwickeln. Auch Bern könnte in dieser Hinsicht weiter sein.

Sprechen Sie damit E-Voting an?

Das ist nur ein Beispiel. Ich bin ein grosser Befürworter von E-Voting. Bereits heute läuft bei einer Abstimmung praktisch alles digital ab. Das Stimmregister, das Zählen, die Auswertung – alles ist digital organisiert. Das einzige was noch analog erfolgt, ist das Ausfüllen der Stimmzettel. E-Voting-Gegner blenden diese Tatsache oft aus. Tatsächlich könnte ein vollständig digitales Abstimmungssystem aber enorme Kosten sparen, neue Partizipationsformen ermöglichen und viel mehr Leute erreichen – insbesondere junge.

Wie ihr Nachname verrät, sind Sie sind Mitglied der Bürgergemeinde. Alle in Bern wissen um deren Existenz, kaum jemand aber, was die genau macht. Ja, und besonders Auswärtige

«Die Bürgergemeinde ist immer nur eine kantonale Volksabstimmung von ihrer eigenen Auflösung entfernt.»

können sich da gar kein Bild machen! Die Bürgergemeinde ist ein historisches Überbleibsel. Sie stammt aus der Zeit, als sich die Gemeinde in eine politische Gemeinde und in die Bürgergemeinde aufteilte. Die Bürgergemeinde ist aber nach wie vor eine richtige Gemeinde mit öffentlichen Aufgaben, für ihre Angehörigen richtet sie die Sozialhilfe und den Kindes- und Erwachsenenschutz aus. Heute hat sie weltweit 20'000 Mitglieder, davon etwa 10'000 in Bern und sie ist vor allem bekannt für ihr kulturelles und soziales Engagement. Sie finanziert zum Beispiel das Casino, das Naturhistorische Museum und unterstützt viele weitere Institutionen ideell und finanziell, so auch die Uni.

der Schweiz, hier besteht aktuell das grosse Innovations- und Zukunftspotential. So ist Bern im Bereich der Medizinaltechnik schweizweit führend.

Wagen wir einen Blick in die Zukunft: 2050 werden wir etwa gleich alt sein wie Sie jetzt. Was charakterisiert die Bundesstadt im Jahr 2050?

Ich hoffe, sie ist immer noch die lebenswerteste Stadt der Schweiz. Die Altstadt wird immer noch das Zentrum von Bern sein. Ich hoffe aber, dass sich Bern bis dahin mit seinen umliegenden Gemeinden vereinigt hat. Und bis dann ist die Schweiz Netto-Null, Bern schon 15 Jahre früher...

Wie ist das demokratisch legitimiert?

Die Bürgergemeinde ist tatsächlich sehr abgeschlossen. Dafür wurde und wird sie auch kritisiert, ihr Fortbestehen wurde bereits mehrfach in Frage gestellt. Ich sage immer: Die Bürgergemeinde ist nur eine kantonale Volksabstimmung von ihrer eigenen Auflösung entfernt. In diesem Sinne muss sie sich immer wieder beweisen. Im Moment geniesst sie allseitig Respekt und macht ihren Job gut.

Zurück zur Stadt selbst:

Wo ist Bern anderen Schweizer Städten voraus?

Die kulturelle und urbane Dichte hier ist enorm hoch, eben gerade weil Bern eher klein ist. Auch wirtschaftlich war die Stadt stets innovativ, hat aber einige grosse Chancen verpasst. Mit der Firma Ascom hätten wir die Möglichkeit gehabt, zum Silicon Valley der Schweiz zu werden. Die Ascom ist aber stark geschrumpft und nicht mehr in Bern. Mit dem Insepspital haben wir aber das grösste Krankenhaus

«Mit der Firma Ascom hätten wir in Bern die Möglichkeit gehabt, zum Silicon Valley der Schweiz zu werden.»

Davon sind wir aber noch weit entfernt. Der Energieverbrauch der Stadt Bern ist alles andere als erneuerbar.

Aber der Trend zu 100% erneuerbar ist unumkehrbar. Es stellt sich einzig noch die Frage, wie viel vom Öl und vom Gas wir bis dahin noch verbrennen werden.

Viele werden wohl kaum auf ihren Billigflug nach London verzichten wollen.

Dafür habe ich nur wenig Verständnis. Ich bin mal mit dem Zug nach Istanbul gereist – ein andermal per Schiff und Zug nach Marrakesch. Aktuell plane ich eine Zugreise nach Lemberg und Kiew. Eine solche Reise ist nicht nur Transport von A nach B, sondern auch heute noch ein richtiges Erlebnis.

Apropos Erlebnis: Sie haben ein Buch mit dem Titel «Mein Bern, 77 Erlebnistipps des Stadtpräsidenten» herausgegeben. Warum?

Ich bin vom Verlag gefragt worden, darum (lacht). Aber ich stehe zu dem Buch. Ich zeige darin einige meiner Lieblingsorte, wobei es in Bern noch viel mehr zu entdecken gäbe – auch für mich als Stadtpräsidenten.

Wenn Sie einen der 77 Tipps rauspicken müssten, welches ist Ihr liebster?

Natürlich die Aare! Wie viele bin ich ein grosser Aare-Fan. Bern gilt ja als langsam und behäbig, die Aare aber ist sehr dynamisch. I like! **text: annina burgherr, bettina wyler, mathias streit; bilder: esther michel, bettina wyler**

Sam (26) aus Zürich fragt:

Was passiert, wenn YB durch den Magen geht?

Ytterbium (Ordnungszahl 70) ist ein Schwermetall und zählt zu den seltenen Erden und gehört überdies der Gruppe der Lathanoide an. Obwohl es in minimalen Mengen im menschlichen Körper zu finden ist, würde ich dir von der Einnahme dieses Metalls oder von Stoffen, in denen das Element enthalten ist, abraten. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ist dein Organismus nämlich nicht dazu imstande, Ytterbium aufzunehmen, es sei denn, du bist eine Flechte. Was genau in einem menschlichen Verdauungstrakt passieren würde, weiss ich nicht. Zur Schonung des ohnehin schon überlasteten Gesundheitswesens habe ich von einem Selbstversuch abgesehen. Nur so viel ist sicher: Ytterbium ist leicht toxisch und reizt die Schleimhäute (aua!).

Aufgrund deiner Schreibweise (grosses B) nehme ich aber an, dass du ohnehin nicht das Element gemeint hast (meine Verantwortung als Experte wahrnehmend wollte ich Obenstehendes jedoch erwähnt haben), sondern vielmehr den Fussballclub BSC Young Boys – du hältst ja schliesslich die Bern-Sonderausgabe der *bärner studizytig* in den Händen. Doch auch hier würde ich vom Verzehr abraten. Wie dir ein Blick auf das Organigramm zeigen wird, kommt so ein Profifussballverein heutzutage mit ganz schön viel Drumherum daher. Davon kann mensch halten, was mensch will, es scheint nun mal zum heutigen Profifussball zu gehören wie tätowierte Unterarme, Zeitschinden bei knapper Führung und glattgebügelte Standardsätze in Spielerinterviews. Doch du hast den Experten ja nicht darum gebeten, über den Ist- und Sollzustand der weltweit beliebtesten Sportart zu referieren (das wäre auch

ein wenig arbiträr), sondern darum, eine simple gastroenterologische Frage zu beantworten. Zugegebenermassen bin ich weder auf dem einen noch dem anderen Gebiet, nun ja, Experte, doch wie geht das Sprichwort so schön: Lieber einen Halbwissenden auf der Redaktion als einen Polemiker im Parlament.

Wenn du dir also meiner Warnungen zum Trotz das Mammutprojekt aufhalsen willst und dir YB die Kehle runterstürzt, so kann das ein langwieriger Prozess werden. Dabei musst du viel Leidenstoleranz mitbringen, denn Bauchkrämpfe und Blähungen gehören von nun an zur Tagesordnung. Das Ganze kann gut und gerne zweiunddreissig Jahre in Anspruch nehmen. Bist du aber willens, das durchzuhalten, wird die Erlösung umso schöner. Du wirst fremden Leuten in den Armen liegen, dir vor Glück deine Stimmbänder kaputt johlen und auf einer rund 7'140 Quadratmeter grossen Rasenfläche sitzen und dich fragen, was hier gerade abgeht. Du wirst dich wochenlang in einem Rausch befinden und nicht einmal anstehende Prüfungen werden dir die Laune verderben. Du siehst also, lieber Sam, manchmal ist es das völlig Absurde, das Irrationale, das uns die schönsten Momente zu beschern weiss.

Mit gelbschwarzen Grüssen, dein Experte **nop**

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen – gerade auch in Corona-Zeiten – psychologische Unterstützung an!

Wir unterstützen Sie bei Krisen, Ängsten, Schwierigkeiten beim Homeoffice, sozialer Isolation, Konflikten und Fragen der persönlichen Entwicklung, Laufbahngestaltung und beruflichen Zusammenarbeit. Die Beratungen finden **telefonisch** und **online** statt (Stand: Ende April 2020). Termine können während den Bürozeiten mit dem Sekretariat vereinbart werden.

Beratung / Coaching

Wir führen persönliche Beratungen durch zu: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratung/Coaching»). Bitte beachten Sie, dass die Mailberatung nur zu den Bürozeiten durchgeführt wird und nicht für die Terminvereinbarung vorgesehen ist.

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination). Wegweiser zur Studienfinanzierung. Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. +41 31 635 24 35
E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch
Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Untenstehend finden Sie die regulären Öffnungszeiten der Beratungsstelle. Konsultieren Sie unsere Website, um in Zeiten des Coronavirus auf dem aktuellsten Stand der Dinge zu sein: Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)
Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.
Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



Die bärner studizytig sucht

Wir suchen alle, die sich als Retter*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem sadts die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll fly die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen. Egal, ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, ob du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der *bärner studizytig* finden alle motivierten Schreibendenhänd*innen eine Tasteratur zum behämmern.

Melde dich unter info@studizytig.ch

Rätsel



rätsel und gestaltung: ivie onaiwu

Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 15. Juli 2020 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es einen Gutschein vom Konzert Theater Bern für 1x2 Tickets. Viel Erfolg!



Hier noch distant socialising statt social distancing

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Annina Burgherr (anb), Aline Haslebacher (aha), Bettina Wyler (bew), Céline Honegger (ceh), Jael Kaufmann (jak), Lucie Jakob (luj), Melchior Blum (meb), Mirjam Klaus (mik), Lisa Linder (lil), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Yannic Schmezer (yas), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva

Bilder: Franca Sidler, Esther Michel

Illustrationen: Lisa Linder

Layout: Ivie Onaiwu

Rätsel: Ivie Onaiwu

Lektorat: Thomas Peter

Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf,

Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern

info@studizytig.ch, www.studzizytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* # 21:

26.09.2020

Inserate-Aannahmeschluss: 19.09.2020

Erscheinungsdatum (Versand): KW 42

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Scarnato (chs)

Florian Rudolph (flr)

Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch

Verantwortlicher SUB-Vorstand:

Chiara Scarnato,

chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch

Lektorat SUB-Seiten: Sebastian Held

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

«Es hätte sich ein Doktorat ergeben können.»

Céline Zellers Koffer waren schon gepackt. 7 ECTS fehlen ihr noch für den Master in Gesundheitspsychologie, den sie an der Humboldt Uni in Berlin machen wollte. Nebenbei hätte sie Forschung an der Berliner Charité betrieben.

Céline, wegen des Coronavirus konntest du nicht nach Berlin, wie beendest du jetzt dein Studium?

Jetzt mache ich noch meine 7 Punkte in Bern fertig. Eigentlich hätte ich schon letztes Semester fertig werden können. Ich habe mir extra noch wenig Punkte aufgehoben, um ins Ausland gehen zu können. Ich wollte dort nebenbei noch an der Charité arbeiten.

Abgesehen davon, dass deine Pläne völlig durchkreuzt sind: Spielt dir die gewonnene Zeit doch in die Karten?

Jein. Ja, weil ich Zeit habe alles zu überdenken, auf der anderen Seite ist es schwierig in der jetzigen Situation einen Job zu finden. Die Firmen sind alle am Um-disponieren. Ich habe schon im Internet gesucht: Für Gesundheitspsychologie ist nicht viel auf dem Markt. Zum Glück bin ich noch bis August an der Uni angestellt, bei Professor Znoj zu einem Projekt über Cannabiskonsum. Und da bin ich sehr froh, dass ich dieses Projekt habe! Wir hatten das schon mit Skype aufgegleist, damit ich aus Berlin weiter hätte mitarbeiten können. Das spielt uns jetzt in die Karten

– aber trotzdem ist es nur eine 15% Anstellung. Ich probiere jetzt über mein Netzwerk noch einen Job zu finden.

Mit omnipräsenter Kurzarbeit keine leichte Situation, jetzt auf den Arbeitsmarkt zu kommen. Wie wichtig wäre das Semester karriere-technisch gewesen?

Als ich den Job an der Charité bekommen habe, habe ich mir erhofft, dass ich dort weiterarbeiten könnte. Es hätte sich dort ein Doktorat für mich ergeben können. Das hatten wir natürlich alles noch nicht abgemacht gehabt, aber es hätte wirklich darauf hinauslaufen können, weil ich auch im Cannabisprojekt hier in Bern eine führende Rolle mit Projektaufbau und allem hatte.

Für das Projekt in Berlin war ich schon seit Februar am Arbeiten – einfach per Skype. Die mussten auch planen, wie sie die Projekte umdisponieren und online weiterführen können. Deshalb haben wir jetzt gesagt, dass wir unser Projekt erstmal auf Eis legen.

Trotzdem wäre es mir wichtig gewesen, weil ich gerne Arbeitserfahrung im Ausland sammeln wollte. Aber karriere-technisch habe ich es mir nicht krass erhofft, oder wollte es konkret als Sprungbrett

nutzen – so weit hatte ich noch nicht rausgeplant und so sehr ist mir auch noch nicht bewusst, was ich nachher arbeiten will.

Aussichten auf ein Doktorat kommen nicht alle Tage.

Ja! Und es wäre auch cool gewesen nochmals in einer Grossstadt zu leben. Bern ist eine tolle Stadt, aber es wurde mir irgendwann ein bisschen langweilig – gerade so mit 25, mega frei, nach dem Studium sich die Wege ebnen zu können. Das hatte ich mir mega erhofft. Nochmal eine andere Art von Leben.

Die Charité ist eine Exzellenzuni, worum ging's bei dem Projekt?

Wir wollten Paare mit Kinderwunsch untersuchen, die Substanzen konsumieren. Wenn Tabak, Cannabis, Alkohol oder auch andere Substanzen im Spiel sind, ist der Körper der Frau nicht bereit für die Schwangerschaft. Der ist «falschen» Gewohnheiten ausgesetzt.

Das ist thematisch eine spezielle Nische.

Und es wäre eben deshalb cool gewesen, weil ich in meiner Masterarbeit



Céline Zeller schliesst ihren Master aufgrund von Corona doch in Bern ab.

schon zu Cannabis geforscht habe: Unser Berner Projekt war eine Onlineumfrage zum Cannabiskonsum – an der Charité hätten wir ein Projekt mit Menschen im Labor gemacht. Das wäre nochmal spezifischer gewesen.

Nochmal zu den Zeiträumen: Du hast deine Masterarbeit so geplant, dass sie vor Berlin fertig wird. Perfektes Timing also – bis Corona kam. Wann war für dich klar, dass dieses Virus ernst zu nehmen ist?

Am Montag, dem 16. März, als der Bundesrat den Lockdown beschlossen hat – mit Grenzkontrollen und allem Drum und Dran. Zu dem Zeitpunkt war ich noch in den Bergen, wollte da zwei Wochen Skifahren, bevor ich dann für das Semester nach Berlin gefahren wäre.

Als dann die Restaurants zu gemacht haben und auch Deutschland die Grenze geschlossen hat, habe ich gemerkt: Das klappt nicht.

Davor hatte der Erasmus Koordinator, Flavio Caluori, schon eine Mail geschrieben: Er empfahl zurückzukommen und uns mit unserem Institut in Bern in Verbindung zu setzen, um herauszufinden, ob

wir noch ins laufende Semester aufgenommen werden können. Das war in der Woche fünf des schon laufenden Semesters. Da ging bei mir alles drunter und drüber.

Mittlerweile bist du in zwei Seminaren an der Uni Bern, wie kommt's?

Erst habe ich mich beim Institut für Psychologie hier in Bern gemeldet. Das gab dann ein Hin und Her via E-Mail – vom Institut habe ich bis heute nichts mehr gehört. Ich habe mich dann bilateral bei den Arbeits- und Gesundheitspsycholog*innen gemeldet, bei denen ich meinen Master mache.

Die haben mir drei Tage später geantwortet. Beide Dozierenden waren so kulant, dass ich bei ihnen ins Seminar kommen konnte. Ich bin jetzt froh, dass es so gekommen ist. Für mich ist es jetzt das Einfachste, von Zuhause aus arbeiten zu können. Das ist alles in der Woche entschieden worden, nachdem der Bundesrat den Notstand ausgerufen hat.

Das heisst auch aus dem Projekt mit der Charité bist du jetzt raus?

Nein, das ist unabhängig von der Uni. Das Projekt ist momentan eh auf Eis gelegt, weil wir die Menschen sowieso nicht im Labor sehen können. Von daher muss ich mit der Chefin des Projekts weitersehen, falls ich hier keinen Job finde. Sie ist sehr herzlich und meinte, wenn ich wieder nach Berlin komme, könnte ich bei ihr weiterarbeiten. Momentan ist die Frage für mich eher: Was mache ich überhaupt? Dieses Jahr werde ich wohl nicht mehr nach Berlin fahren.

Auf einer Skala von 1-10: Wie einschneidend ist das ausgefallene Austauschsemester für dich?

Persönlich schon so 7. Unitechnisch würde ich sagen eine 4, weil ich den Abschluss im Sommer habe. Und darüber bin ich mega froh. Hätte ich keinen Abschluss, wär's eine 10.

«Rückblickend hätte ich es letztes Semester viel ruhiger angehen können.»

Wie gehst du persönlich mit der Situation um?

Am Montag, als der Notstand angekündigt wurde, habe ich gemerkt: Mist, ich muss jetzt alles umorganisieren. Es war seit einem Jahr klar, dass ich nach Berlin fahren kann. Ich habe alles darauf ausgerichtet. Rückblickend hätte ich es letztes Semester viel ruhiger angehen können – oder schon ganz abschliessen. Aber das habe ich damals nicht gewusst. Persönlich habe ich damit abgeschlossen. Bei vielen ist wegen der Coronakrise einiges schiefgelaufen – ich bin damit nicht alleine. Ich hab auch gute Unterstützung und viele Anrufe bekommen: «Wie ist es jetzt wegen Berlin?» Das war mega herzlich. Daher: Es ist ungünstig, aber es ist jetzt einfach so. Ich mache mir gar nicht mehr gross Gedanken von wegen: Was wäre wenn? **text: jub**

Als der Bund also Stück für Stück die Massnahmen verschärft hat, hast du im Hintergrund alles koordiniert?

Ja genau, die Humboldt Uni hat mir auch geschrieben, dass sie den Semesterbeginn um eine Woche nach hinten geschoben haben. Wir sollten probieren das Semester zu stornieren, weil die inländischen Studierenden Vorrang haben. Die haben das wirklich gut gemacht und laufend informiert.

Ich habe ihnen dann geschrieben, dass ich noch in der Schweiz sei und auch noch keine WG gefunden hatte – ich wollte eigentlich auf Suche gehen – dachte dann aber, ich warte erstmal den Bundesrat ab. Dann konnte ich in die Berner Seminare rein und hab gesagt, ist okay: ich storniere.

Das CAMPUS Festival meldet sich aus dem Homeoffice

Liebe Vermissen*innen von guten Festen, wer erinnert sich noch an die Zeiten, in denen man sorglos inmitten einer Menschenmasse tanzen und feiern konnte? Wir von der SUB bangen schon darauf, das Leben wieder in seiner vollen Pracht geniessen zu können.

Darum planen wir – wenn auch im Homeoffice - das «CAMPUS Festival». Am 17. Oktober 2020 öffnen sich die Tore zum grössten Studifest Berns auf dem verwandelten Unitobler Gelände. Unter dem Motto «Von Studis für Studis» suchen wir motivierte Leute mit guten Ideen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie du dich einbringen kannst:

Wir wollen Deine After-Lock-down Fantasien!

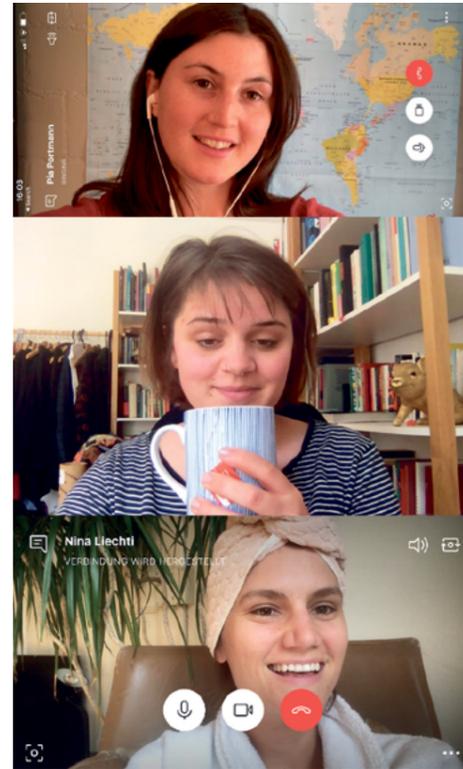
Egal ob du Teil einer Gruppierung oder Fachschaft bist, oder einfach Lust hast, etwas mit deinen Freund*innen zu organisieren, du kannst deine Ideen am «CAMPUS Festival» als Programmpunkt umsetzen. Bühnenshow, Brettspielraum oder Workshop; Alles ist möglich! Die Bewerbungsfrist ist der 15. Juni 2020.

Sammle Erfahrungen im Planen von Events, lerne andere Studis kennen und werde Teil des Organisationskomitees!

So ein Festival muss natürlich erstmal organisiert werden. Auch hier suchen wir zuverlässige Menschen, die mit anpacken wollen. Wir suchen Unterstützung in Bereichen wie Social Media, Bandbetreuung, Awareness, Barbetreuung und mehr.

Melde dich bei campusfestival@sub.unibe.ch bei Fragen oder für mehr Infos.

Herzliche Grüsse,
Nina, Pia und Chiara **text: chs**



Chancengerechtigkeit nicht vergessen!

Auch in schwierigen Zeiten gilt es für die ohnehin schon auf wackeligen Beinen stehende Chancengerechtigkeit in der Hochschulbildung zu kämpfen. In der momentanen Situation ist Solidarität das, was eine Gesellschaft zusammenhält.

Auch in der Hochschulbildung soll dafür gesorgt werden, dass alle ihr Semester erfolgreich abschliessen und die Studierenden in ihren individuellen Bedürfnissen unterstützt werden. Durch die aktuelle Corona bedingte Situation ändert sich nämlich der Alltag vieler Studierender massgeblich. Sie dürfen nicht mehr in die Bibliothek, was in ihrem Studierendenalltag sehr einschränkend sein kann. Zum einen, weil die Verfügbarkeit wichtiger Arbeitsdokumente eingeschränkt ist und zum anderen, weil Bibliotheken essenziell wichtige Lernplätze für die Studierenden bieten. Zudem studieren derzeit die meisten im Heimstudium,

was nicht für alle eine leicht zu bewältigende Aufgabe ist. Manche Studierenden verfügen nicht über dieselbe Infrastruktur wie andere und befinden sich womöglich nicht in einer Lernumgebung, die ein erfolgreiches Aufnehmen der Materie garantiert. Nicht zu vergessen ist auch die finanzielle Situation der Studierenden.

Der Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) hat aus diesen Gründen eine Liste mit Forderungen aufgestellt, die an die Öffentlichkeit gebracht werden soll. Die Adressat*innen sind sowohl die Hochschulen und Medien als auch die Studierenden, die wissen sollten, dass es nebst ihrer Studierendenschaft einen Verband gibt, der sich für sie einsetzt.

Das wichtigste Anliegen des VSS in dieser Situation ist, dass bestehende Ungleichheiten nicht noch grösser werden. Um dies sicherzustellen, ist eine gute und transparente Kommunikation von Seiten aller Beteiligten notwendig. In der aktuellen Situation ist es nicht haltbar, dass Studierende in finanzielle Notlagen geraten, weil beispielsweise ihre Nebenjobs wegfallen. Problematisch ist auch, dass die

politischen Rettungspakete, wie z.B. die Unterstützung der Unternehmen in Form von Kurzarbeit, für Studierende zumeist nicht zugänglich sind.

Zur Unterstützung Studierender in finanziellen Nöten ist die Errichtung eines Hilfsfonds von Nöten. Studierenden, die in finanzielle Not geraten, soll aus einem Fonds unbürokratisch Hilfe gewährt werden. Beiträge für diese Fonds sollten hauptsächlich vom Bund, den Kantonen und Hochschulen bereitgestellt werden und sie müssen sofort und ohne zeitintensive Bearbeitungsdauer aktiviert werden können. Denn bei ihnen liegt die Verantwortung für die finanzielle Unterstützung. Die Fonds von Studierendenschaften hingegen sollten nur als zusätzliche Massnahme in Betracht gezogen werden.

Mit der richtigen Unterstützung und Transparenz kann es gelingen, potenzielle Schäden der Krise, so gut es geht, abzuwenden. Dafür müssen alle am gleichen Strang ziehen, solidarisch sein und zusammen für eine erfolgreiche Zukunft kämpfen. Sowohl im Hochschulleben als auch in der ganzen Schweiz. **text: lea schlenker, VSS**

Auf den Spuren studentischer Einsamkeit

Corona stellte so manchen Kopf auf den Kopf. So erlebten viele Menschen ein Gefühl, das in der Gesellschaft oft verschwiegen wird, aber schon lange da ist: Einsamkeit. «Habe ich im Thema Freundschaft versagt?», frage ich einen Psychologen und einen Forscher der Uni Bern und finde heraus: Einsamkeit ist persönlich und gesellschaftlich zugleich.

19 Tage vor dem Eingeständnis

Die Uni Bern schliesst die Bibliotheken, legt das Sportangebot auf Eis und verlegt alle Seminare in die digitale Welt. Es ist Tag 1 des Ausnahmezustandes, Freitag, der 13. März, und ich gehe ungewiss an meine letzte, prä-apokalyptische Party. Eine Abschiedsparty, sozusagen.

18 Tage vor dem Eingeständnis

Wie geplant fahre ich heute für einen Tag zu meinem Freund in Luzern. Nicht geplant habe ich, dass ich auch am nächsten Tag bleibe. Egal. Wir trinken Sojamilch mit Blick auf den Pilatus.

12 Tage vor dem Eingeständnis

Schon der siebte Tag beim Freund. War die ganze Woche geistig in der Uni, physisch aber auf dem Balkon. Warte wie Rapunzel, dass er von der Arbeit kommt.

9 Tage

Habe mich überwunden, eine Freundin anzurufen. Bei mir hat sich niemand gemeldet, abgesehen von dem Mädchen von der Abschiedsparty. Muss ihr

noch zurückschreiben.

6 Tage

Freundin ist krank, Social-Distancing-Joggen fällt aus. Wir könnten skypen, tun wir aber nicht. Auf der anderen Seite der Wand telefoniert wieder jemand stundenlang. Toll.

2 Tage

Ist meine Welt geschrumpft? Brauche unbedingt bekannte Gesichter. Geh jetzt rennen...

1 Tag

Fühle mich wie in einer Blase. Warum meldet sich niemand bei mir? Warum melde ich mich nicht?

Heute

Auch wenn es niemand (inklusive ich selbst) von mir gedacht hätte: Ich glaube, ich bin einsam. Ein schmerzhaftes Eingeständnis. «Habe ich im Thema Freundschaft versagt?», frage ich mich. Eigentlich frage ich mich das schon lange. Das Thema ist mir aber so unangenehm, wie über mein Sexleben oder Toiletteninhalte zu reden. Anstatt es anzugehen,

vertiefe ich mich lieber in die Geschichten von Batman und Robin oder Robin Hood und Little John – Partnerschaften, wie ich sie mir nur erträumen kann.

So. Aber jetzt werde ich diesen Schleimbrocken, der auf meiner Humordrüse sitzt, endlich angehen: Ich werde einen Artikel über Einsamkeit schreiben.

Warum meldet sich niemand bei mir? Warum melde ich mich nicht?

Am Nachmittag

Die Spurensuche beginnt bei der Beratungsstelle der Berner Hochschulen. Nächste Woche rufe ich den dort arbeitenden Psychologen Philipp Schmutz an, um herauszufinden, ob auch andere Studierende Einsamkeitsgefühle kennen und wie man sie loswird.



Ring-Ring beim Psychologen

Ein typischer Fall studentischer Einsamkeit: *Du ziehst aus einer anderen Stadt nach Bern. In deiner WG essst ihr ab und zu zusammen, aber nicht oft. Du hast eine Clique gefunden. Dort hast du die Rolle der ZuhörerIn angenommen. Etwas Schlaues zu sagen, hast du ja eh nicht. Aber mal gefragt zu werden, gehört zu werden, und dein Inneres zu zeigen, das wünschst du dir ziemlich fest.* Solche Schilderungen kennt Philipp Schmutz nur zu gut. Ich ja irgendwie auch und so fühlt sich unser Gespräch wie ein Outing an, bei dem ich halbwegs als Journalistin getarnt bin. Ganz wichtig, erklärt der Psychologe, sei der Unterschied zwischen sozialer Isolation und Einsamkeit: Sozial isoliert ist man, wenn man wenige oder gar keine Menschen um sich hat, Einsamkeit ist hingegen eine subjektive Empfindung, teilweise unabhängig von der augenscheinlichen Realität. Verbunden sind die Phänomene aber trotzdem, sodass man sich eben doch oft einsam fühlt, wenn man allein ist. Tobias Krieger, der an der Universität Bern internetbasierte Selbsthilfe-Programme bei Einsamkeit und das Gefühl selbst erforscht, bringt das folgendermassen auf den Punkt: «Wann und wie jemand Einsamkeit empfindet, ist von Person zu Person sehr unterschied-

lich.» Damit meint er nicht nur, dass Einsamkeitsgefühle zur Hälfte in den Genen stecken, sondern vor allem, dass jede Person sich in einem anderen sozialen Gefüge wohl fühlt. «Manchen Menschen reicht eine tiefe Beziehung, andere brauchen zwanzig und andere wiederum brauchen gar keine tiefe Beziehung.» Nach ihm sind Einsamkeitsgefühle die subjektiv erlebte Diskrepanz zwischen den gewünschten und den wahrgenommenen Beziehungen.

«Sich einsam zu fühlen ist weit verbreitet», sagt Philipp Schmutz. So seien Einsamkeitsthematiken bei mehr als

«Sich einsam zu fühlen ist weit verbreitet.»

der Hälfte seiner Klient*innen und insbesondere bei Zugezogenen vorhanden. Auf die Frage, was sie für mehr Zufriedenheit bräuchten, sei einer der erst genannten Punkte: «Ich müsste hier einen Freundeskreis aufbauen», oder «Ich will einen Partner oder eine Partnerin.» Entgegen der allgemeinen Meinung ist Einsamkeit keinesfalls ein Thema, das sich auf die ältere Generation beschränkt: «Auch mitten im Leben gibt es verschiedene Abschnitte, in

denen sich Menschen gehäuft einsam fühlen», sagt Tobias Krieger. Dies sei besonders der Fall bei grossen Veränderungen oder Übergangsphasen im Leben wie zum Beispiel einem Schulwechsel.

Und trotzdem kann es sein, dass man sich auch ein oder zwei Jahre nach dem Umzug oder der Trennung noch einsam fühlt. Oder man tut sich generell schwer mit Freundschaften. Warum? «Das ist sehr individuell und es geht oft um die Biographie der Betroffenen», sagt Philipp Schmutz. «Wenn ich zum Beispiel als Kind geweint habe und dafür von meinen El-

tern getadelt oder aufs Zimmer geschickt wurde, sage ich mir später: Ich darf keine Gefühle zeigen, ich darf keine Probleme haben, und ich werde abgelehnt, wenn ich mich mit Schwächen zeige.» «Prägung» ist deshalb ein wichtiges Stichwort auf der Spurensuche nach der eigenen Einsamkeit und ein Grund, warum sich das Gefühl selbst verstärken kann: Man schätzt sich negativer ein und zieht sich mehr und mehr zurück, je länger es anhält.

Ein anhaltendes Einsamkeitsgefühl kann somit ein Risikofaktor für Depression, soziale Phobie und Demenz sein, korreliert mit Immunsystem-Dysfunktionen, Essstörungen sowie weniger erholsamem Schlaf und misst sich bezüglich Mortalitätszunahmen mit 15 gerauchten Zigaretten pro Tag, sagen verschiedene Studien. Wenn Einsamkeit unangenehm viel Platz im Leben einnimmt, darf und sollte man sich deshalb Hilfe holen. «Studierende können mit fast jedem Thema zu uns kommen», sagt Philipp Schmutz, «und meistens reichen schon ein paar Impulse, damit sie selbst weitergehen können. Wo nötig, entwickeln wir gemeinsam weiterführende Massnahmen.»

Leben wir in einer Ära der Einsamkeit?

2018 ernannt Grossbritannien die erste Einsamkeitsministerin der Welt, in Deutschland läuft seit zwei Jahren Silbernetz, eine Einsamkeits-Hotline für ältere Menschen, und gegenüber SRF gibt eine Filialeiterin zu: «Ich habe keine einzige Freundin». Auch in der Forschung rückt das Thema zunehmend in den Fokus. So gaben in einer Schweizer Studie rund ein Drittel aller Befragten an, sich manchmal einsam zu fühlen und fünf Prozent der Befragten fühlten sich «oft» oder «ziemlich oft» einsam.

Ob Einsamkeit im Vergleich zu früher zugenommen hat, sei jedoch schwierig zu sagen, meint Krieger. Eine Befragung von 8 Millionen Jugendlichen zeigt aber immerhin, dass gemeinsam verbrachte Zeit nach 30 Jahren um eine Stunde gesunken ist. Einsamkeitsgefühle nahmen nach 2011 stark zu, während sich die Zeit im Internet zwischen 2006 und 2016 verdoppelte. Da man im Netz aber sowohl aktiv kommunizieren als auch passiv konsumieren kann, meint Krieger: «Ob Internet einsam macht, hängt fest davon ab, wie man es nutzt.» Trotz allem vermutet er, dass eine gute Freundschaft heute wie früher das gleiche bedeutet.

Unabhängig von der Technik ist aber das Stigma um Einsamkeit deren eigener Motor. Studien zeigen, dass einsame Menschen von anderen Personen als negativer eingeschätzt werden als weniger einsame. Evolutionsbiologisch mache das Sinn, sagt Krieger, weil man in der Gruppe

stärker war. Heute aber führt es zu einem Teufelskreis: «the rich get richer» und die Einsamen werden einsamer. Doch was ist komisch daran, allein ins Kino zu gehen? Warum zieht es mich zu den coolen Surferdudes und nicht zum stillen Jungen in der vierten Reihe? Was könnte er bieten, was die anderen nicht können? Da wir zur Prägung anderer beitragen, ist es wichtig, sich solche Fragen immer wieder zu stellen und die eigenen Vorurteile auf Diät zu setzen.

«Ob Internet einsam macht, hängt fest davon ab, wie man es nutzt.»

3 Wochen später

«Warum meldet sich niemand bei mir? Habe ich etwas falsch gemacht in der Freundschaft?», frage ich Tobias Krieger zum Schluss. «Einsamkeitsgefühle können auch eine wichtige Funktion haben», sagt er. «Sie können einem den nötigen Impuls geben, um neue Beziehungen zu knüpfen oder bestehende weiter zu vertiefen.» Dass es hierfür keine Allrounder-Lösung gibt, ist klar. Sich im richtigen Mass verletzlich zeigen zu können, sei aber essenziell, meint Philipp Schmutz. Ausserdem sei es viel einfacher, alte Kontakte zu intensivieren als neue zu knüpfen. Ich will diese Vorschläge umsetzen und habe drei meiner Freund*innen geschrieben, mit denen ich seit Längerem keinen Kontakt mehr hatte. Gleichzeitig merke ich aber auch, dass Einsamkeit ein The-

ma ist, dass tief in mir drinsitzt. Um mein Mass an Verletzlichkeit zu finden, habe ich deshalb einen Termin bei der Beratungsstelle abgemacht.

Einsamkeit ist nicht mehr das bedrohliche Phantom, für das ich es am Anfang hielt. Auf der einen Seite sehe ich Einsamkeit als Spätfolge von einschneidenden Erlebnissen und als schleichendes Problem, das zu lange unter den Teppich gekehrt wurde. Trotz des Zusammenhangs mit Diskriminierung oder Mobbing zeigt sich keine klare äussere Ungerechtigkeit, die es zu bekämpfen gilt. Tatsächlich ist es das Ausbleiben jeglicher äusserer Reize, das der inneren Leere erst Platz gibt, sich auszubreiten. Ein heimtückisches Problem sozusagen.

Auf der anderen Seite sehe ich Einsamkeit als etwas sehr Menschliches. Ich habe mich gefragt, was ihr Gegenteil ist, wenn sie auch in der Gemeinsamkeit überlebt. Ist nicht gerade die endlose Suche nach Verständnis, Verbindung und Annahme, was das Mensch-Sein ausmacht? Ist es nicht genau dieses Sehnen nach Seelenvertrauten, das tiefe Verbindungen wie Liebe ermöglicht?

Natürlich ist jetzt nicht alles rosig. Aber ich glaube, dass der langsame Rückgang zum kontaktfreundlicheren Leben ein guter Moment ist, um mir einen sozialen Winterspeck anzuesen. Jetzt weiss ich, dass Einsamkeit etwas ist, wovon viele Menschen ein Lied singen können. Und das stärkt. **text: flr, bild: jd designs auf unsplash**

*Die Beratungsstelle der Berner Hochschule bietet professionelle Coachings, Beratungen und Workshops an.
www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch
+41 (0)31 635 24 35*

«Einsamkeitsgefühle können auch eine wichtige Funktion haben. Sie können einem den nötigen Impuls geben, um neue Beziehungen zu knüpfen oder bestehende weiter zu vertiefen.»

Eine alte Dame im Porträt

Die Berner Studierendenschaft ist die älteste Studi-Vertretung der Schweiz, darauf lässt sich schon mal anstossen. Dieses Jahr feiert sie 95-jähriges Jubiläum.

Am 9. April 1925 schufen Studierende einen Rahmen, in welchem sie für ihre Rechte einstehen konnten. Die SUB war geboren. Um das zu ermöglichen, brauchte es eine Menge Vorlauf im hochschulpolitischen Engagement. Aber was heisst das überhaupt? Hochschulpolitisches Engagement, das Wortkonstrukt klingt erstmal abstrakt, und doch betrifft es alle Studierenden ganz direkt.

Gehen wir der Sache auf den Grund

Wer «Hochschulpolitisches Engagement» googelt, findet ein Vorstandsfoto nach dem anderen. Pro Foto lächeln etwa 12 Gesichter in die Kamera. Was diese Menschen genau machen, lässt sich den Bildern selbst nicht entnehmen.

Letztes Jahr posierte der SUB-Vorstand für genau so ein Bild – mit dem Prix Lux in der Hand. Und schon wird es konkreter: Der universitätseigene Preis wird für Gleichstellungsentagement vergeben. Dazu gehört das Womentorin-Programm, das Masterstudentinnen* unterstützt, ihren Weg in die Wissenschaft zu bestreiten. Die SUB fasst den Begriff Gleichstellung noch breiter, wie die Aktionswoche gegen Rassismus oder der Sozialfonds zeigen. Neben solch wichtigen Themen kann hochschulpolitisches Engagement auch einfach mal Spass bedeuten – siehe CAMPUS, ISC oder freie Eintritte ins Theater.

All diese Events und Förderprogramme werden verbunden durch ein blattgrünes Puzzleteil: das Logo der SUB. Sie hat in vielen Belangen ihre Finger im Spiel und sei es, um dem Thema eine Plattform zu geben.

Die Anfänge

Schon 1927 bemühte sich die SUB um Chancengerechtigkeit im Bildungswesen. Mit ihrem «Amt für Studentenhilfe» legte die SUB den Grundstein für den heutigen Sozialfonds. In Geldnot geratene Studis können dort einen Antrag stellen – schnell und möglichst unbürokratisch werden so finanzielle Unterstützung oder weiterführende Beratung bereitgestellt. Weiter hat die SUB – damals noch in ihren Kinderschuhen – dafür gesorgt, dass wir heute in einer Unimensa essen könnten (wäre da nicht COVID-19). Pragmatisch und praktisch veranlagt, so lässt sich die SUB in ihren Anfangsjahren beschreiben.

Mit den 70er Jahren stieg die Bereitschaft auf nicht-traditionellen Wegen Einfluss zu nehmen – angestachelt durch repressive Massnahmen seitens der Universität. So besetzte die SUB gemeinsam mit Studierenden 1974 das soziologische Institut. Die Besetzung hielt Stand, bis die Polizei kam und die Besetzer*innen verhaftete.

Diese kurze Abwicklung zeigt: Die SUB kann als älteste Studierendenschaft der Schweiz auf 95 Jahre lange Erfahrung in der Hochschulpolitik zurückblicken. Eine so lange Geschichte bringt nicht nur Struktur, sie gibt einer Institution auch Stabilität. Und die Gewissheit, dass es weitergeht.

Wagen wir einen Ausblick

Die Forderungen nach mehr Gleichberechtigung und einem ausgewogeneren Verhältnis zwischen den Geschlechtern der Dozierenden wurden mit dem Frauen*streik offiziell – und mit dem Prix Lux immerhin anerkannt.

Doch nicht genug, in einem 17 Seiten langen Positionspapier legt die SUB der Universität ihre Forderungen im Schwerpunkt Nachhaltigkeit dar. Zu abstrakt?

Bis Ende 2020 soll die Universität Bern einen konkreten Massnahmenplan entwickeln. Darin soll stehen, wie die Uni ihre CO2 Emissionen bis 2030 auf netto 0 senken will.

Ein Beispiel dazu: Fleisch erfordert gewaltige Mengen an Wasser und CO2 in der Produktion. Die SUB fordert: «Die Mensen stellen ein nachhaltiges, attraktives und ausgewogenes vegetarisches und veganes Angebot bereit. Fleisch oder Fisch werden nicht täglich serviert.» – Es gilt also gewissermassen die Kompetenzen zu erweitern.

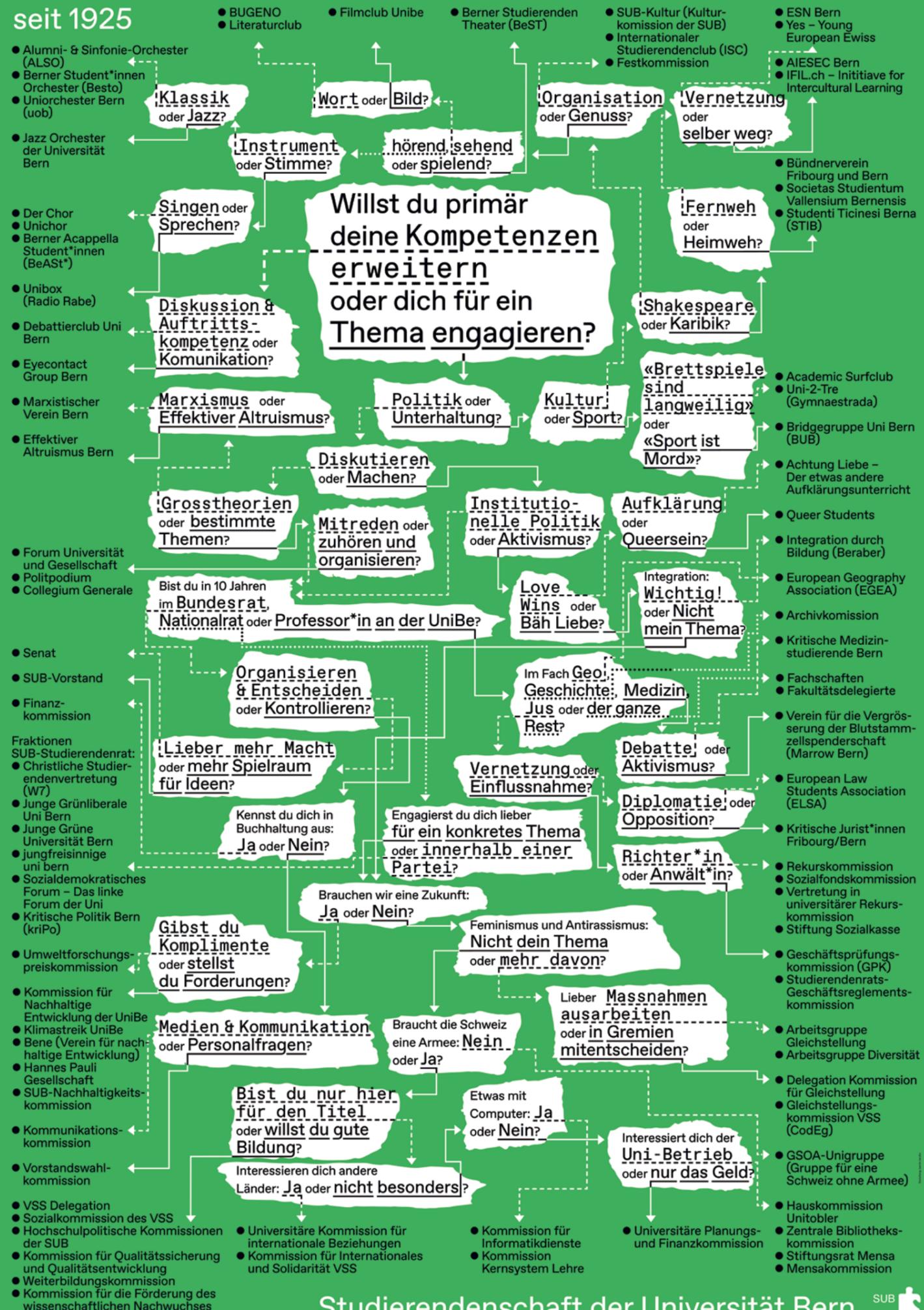
Aber was kann ich da tun?

Im Positionspapier steht auch, dass die Universität Bern die geforderten Ziele nicht alleine erreichen kann. Das gilt auch für das Individuum.

Glücklicherweise sind wir nicht allein auf der Erde und haben an der Uni Bern reichlich Möglichkeiten aktiv zu werden. Jetzt stellt sich nur noch die Frage, ob du dem Debattierclub beitreten willst, dich zu den Effektiven Altruist*innen gesellst, weil du gern spenden möchtest oder doch lieber singen gehst. Und falls du dich fürs Singen entscheidest: Welchen der drei Chöre suchst du dir aus? Oder freust du dich auf sozialkritische Stimmen, die mit dir *Die Internationale* neu aufleben lassen? Dann schau doch mal bei den Marxist*innen vorbei.

Auf jeden Fall: Happy Birthday SUB!
text: jub; grafik: jasmin jacobs

seit 1925



Karma

GUTES KARMA GIBT'S

→ AB 4. JUNI

AUCH IN BERN

Karma-Shop * Neuengasse * Bern
Das Karma-Team freut sich auf dich.

Öffnungszeiten

Mo bis Mi, Fr	7-19 Uhr
Do	7-21 Uhr
Sa	7-17 Uhr